1,70 DM / Band 462
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13,-

NEU



GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Wo der Orlock haust

Frankreich F 7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Wo der Orlock haust

John Sinclair Nr. 462

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 12.05.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Wo der Orlock haust

Kein vernünftiger Mensch wagte sich in die Nähe des alten Schlosses, wo einst der Orlock hauste. Er, den man auch den Schänder nannte, stand dem Teufel an Grausamkeit in nichts nach.

Wer dennoch das Schloß betrat, kam lebend nie wieder hinter den Mauern des Schreckens hervor.

Auch heute noch – 100 Jahre nach den schrecklichen Taten – erzählt man sich die Geschichte vom Orlock.

Die meisten lachen jetzt darüber. Doch eines Tages wird es ihnen im Halse steckenbleiben…

»Dreht euch nicht um, denn der Orlock geht herum! Dreht euch nicht um, denn der Orlock geht herum…«

So hallte es durch die Straßen und auch über die Lichtung des nahen Waldes, wo das große Feuer brannte und die Jugendlichen aus dem Ort Wache hielten.

Die Kinder aber sangen.

»Dreht euch nicht um, denn der Orlock geht herum…«

Es war so Brauch an der Küste, obwohl die alten Gesänge schon in Vergessenheit geraten waren, aber jetzt, wo man sich wieder auf Dinge besann, die früher einmal große Werte besessen hatten und der Herbstwind letztes Laub von den Bäumen schüttelte, erinnerte man sich auch wieder an den Orlock.

Die Kinder hatten ihren Spaß. Jungen und Mädchen fanden sich zusammen. Einige von ihnen trugen Taschenlampen, andere Fackeln, und so rannten sie singend über die Dorfstraße, klopften an die Türen der Häuser, schrien manchmal schrecklich, denn der Orlock war böse.

Sie erschreckten die Menschen, zogen Fratzen, drohten und rannten anschließend singend weg.

Man wollte sich vor Mitternacht auf der Lichtung treffen, wo die Jugend bereits das Feuer entzündet hatte, in dem der Orlock verbrennen sollte.

So hatten es die Alten früher auch getan, aber sie waren gar nicht glücklich über die Renaissance des Brauchs, denn von einem Jahr zum anderen war er abgeschafft worden.

Man wollte nichts mehr mit dem Orlock zu tun haben. Aber sie konnten es den Kindern nicht verwehren, auch wenn sie immer wieder warnten. Eine alte Frau stellte sich drohend vor die Tür, als die Gruppe der Kinder auf ihr Haus zulief.

»Geht weg!« schrie sie, während Fackelschein ihr Gesicht verzerrte.

»Geht zu euren Eltern und laßt den Orlock in Ruhe.«

Sie wurde ausgelacht. »Hast du Angst, Mummy? Dann setz dich hinter den Ofen.«

»Man spaßt nicht mit dem Orlock!«

»Weshalb nicht?«

Die Frau beugte sich vor. »Weil er grausam ist. Ja, er ist grausam.«

»Was macht er denn? Frißt er kleine Kinder?«

»Nein, er holt sich die jungen feschen und auch frechen Dinger. Die jungen Mädchen. Laßt den Orlock! Ich warne euch. Kein vernünftiger Mensch will sich mehr an ihn erinnern. Er liegt tief in seinem Schloß. Er soll nie mehr kommen.«

»Nein, er liegt nicht in seinem Schloß!« lachten die Kinder. »Wir haben ihn. Wir fahren ihn gleich auf die Lichtung. Er ist da. Willst du ihn sehen? Du kannst ihm die Hand schütteln!«

»Teufelsbrut!« schrie die Frau, zog sich zurück und warf die Tür zu.

Die Kinder aber lachten. Sie hatten einen Heidenspaß und rannten zum nächsten Haus.

Das Dorf hieß Trevose und lag nicht weit vom Meer entfernt. Bei klarem Wetter konnte man vom Kirchturm aus die Wellen sehen, wenn sie gegen die Küste liefen.

»Dreht euch nicht um, denn der Orlock geht herum…«

So klang es durch die Straßen und hallte als Echo von den Hauswänden wider.

Wenige nur nahmen den Gesang der Kinder ernst.

Einer aber hörte ihn besonders gut.

Der echte Orlock!

***

Ich stand da wie ein zu Stein gewordener Schatten, hielt den rechten Arm ausgestreckt, und aus der Faust schaute matt schimmernd der Lauf der mit geweihten Silberkugeln geladenen Beretta. Der Wind kam von der linken Seite, er peitschte mein Haare hoch und ließ den Stoff des Mantels knattern, aber die Waffenmündung wies in einen leeren, schmutzigen Raum, in dem nicht einmal eine Ratte hockte, wie ich im Schein der Stableuchte erkannte.

Das Verlies war leer und ich um eine Hoffnung ärmer.

Allmählich entspannte ich mich. Ich hatte fest damit gerechnet, hier das Rätsel um das Vorleben des Mannes zu lösen, der meinen Freund Suko und mich seit einer Woche beschäftigte.

Der Mann war tot, und wir befanden uns praktisch auf der Spur des Toten. Er war nicht an einem Herzschlag gestorben, man hatte ihn durch einen Messerstich umgebracht. Irgendein gekaufter Killer, der sich längst wieder verkrochen hatte und wahrscheinlich von dem Konzern angeheuert worden war, der ein großes Waldgebiet in Wales auf dem Gewissen hatte.

Das lag hinter uns. Wir hatten in diesem Areal einen furchtbaren Fall erlebt und auch Lupinas Tod mit ansehen müssen. Mandragoro, ein Natur-Dämon, hatte sich diese Schandtat nicht gefallen lassen.

Auf seine Weise schlug er zurück.

Die Verursacher des Waldsterbens suchten wir.

Eigentlich war ich kein Öko-Polizist, aber diese Aufgabe forderte meinen Ehrgeiz heraus, deshalb untersuchte ich den Toten und nahm die Ermittlungen auf. Ein bekannter Wissenschaftler war er in seinem 53jährigen Leben gewesen. Professor van Dyken hatte einiges auf seinem Gebiet geleistet. Als Chemiker war er spitze gewesen, aber er hatte sich auch an die ›verkauft‹, die am meisten zahlten.

Sein letzter Lohn war der Messerstich gewesen!

Wir forschten nach einer Spur. Jeder Mensch hinterläßt irgend etwas, das auf sein Leben schließen läßt. Wir hatten fast Tag und Nacht

geschuftet, modernste Fahndungsmethoden eingesetzt und hatten auch Menschen befragt, die den Professor kannten.

Van Dyken hatte zurückgezogen gelebt, doch zwei- oder dreimal im Jahr war er an die Westküste gefahren, in die Nähe eines kleinen Ortes, der Trevose hieß.

Was er dort gesucht hatte, wußten wir nicht, hofften aber, es in diesem alten Gemäuer zu finden, auf das uns der Zufall in Form eines pensionierten Polizisten gebracht hatte.

Mit ihm waren wir ins Gespräch gekommen. Er hatte uns dabei von einem gewissen Orlock erzählt, einem ehemaligen Schloßbesitzer, der in dieser Gegend einen fürchterlichen Ruf als Mädchenschänder gehabt hatte.

Der Orlock war schließlich gestorben, doch es hielt sich die Mär, daß er in Wirklichkeit nicht tot war. Auch der alte Polizist hatte da so seine Zweifel gehabt. Jedenfalls konnte er sich gut an den Professor erinnern, weil dieser ihn nach der Burg und dem Dorf Trevose gefragt hatte.

Jetzt standen wir nahe des Gemäuers, wo angeblich der Orlock begraben sein sollte.

Aber ein Grab sah ich nicht.

Ich war nicht allein gekommen, sondern hatte Suko mitgebracht.

Er suchte ein Stück entfernt von mir, hörte meinen Pfiff und kam heran, wobei er über Geröll steigen mußte.

Es war früher Abend, aber schon dunkel geworden. Eine lange Nacht lag vor uns, die wir in Trevose verbringen wollten, denn in die Burg wollten wir vorerst nicht gehen.

Sie war bewohnt. Eine Firma hatte sie gekauft und darin ein Ausbildungszentrum eingerichtet.

»Was gefunden?« fragte Suko.

»Nein.«

»Dann scheint der Orlock ein Hirngespinst gewesen zu sein.«

»Vielleicht.«

Suko ging an mir vorbei. Auf dem Boden lagen zahlreiche Steine.

Die Wände waren feucht und mit einer moosigen Schicht überwuchert. Früher hatten diese Bauten mal zu der Burg gehört, waren aber, durch was auch immer, zerstört worden.

Ein Grab jedenfalls fanden wir nicht, obwohl Suko noch nicht aufgab und damit anfing, Steine zur Seite zu räumen.

»Was suchst du?«

Er schaute bei seiner Antwort nicht auf. »Vielleicht finden wir hier doch ein Grab. Ich bin noch immer davon überzeugt, daß die Spur nicht falsch gewesen ist.«

»Begräbt man Burgherren in einem solchen Verlies?«

Suko lachte. »Der Orlock ist schließlich etwas Besonderes gewesen.«

»Ja, ein Schänder und Verbrecher. Außerdem ist er längst tot, wie man uns erzählte.«

Suko ließ sich nicht beirren. »Dann müßten wir auch, verflixt noch mal, sein Grab finden.« Er räumte auch weiterhin den Schutt zur Seite. Ich holte die Zigarettenschachtel aus der Manteltasche, kam aber nicht dazu, mir das Stäbchen anzuzünden, denn Suko lachte triumphierend, so daß ich mich zu ihm umdrehte.

»Was ist los?«

»Wer suchet, der findet. Hier ist etwas im Boden. Leuchte du auch, dann können wir es erkennen.«

Viel war es nicht. Ich hielt die Lampe fast waagerecht. Innerhalb einer grauen Staubschicht, die Suko nicht hatte zur Seite wegräumen können, zeichnete sich ein Muster ab.

Es war ein Rechteck. Wir konnten davon ausgehen, daß es sich um die Ausmaße einer Luke oder Falltür handelte.

»Ist das nichts?« fragte der Inspektor.

Ich hob die Schultern. »Klar, der Eingang zu einem Versteck möglicherweise.«

»Oder zu einem Grab.«

Ich grinste. »Du läßt von deiner Theorie auch nicht ab, wie?«

»Nein.« Suko schüttelte den Kopf. »Wir werden ja herausfinden, ob es sich um eine Theorie handelt.«

»Vorausgesetzt, du schaffst es, das Ding zu öffnen.«

»Wenn du mir dabei hilfst immer.« Mein Freund war arbeitseifrig.

Er kniete sich hin und befreite die Umrisse von dem grauen Staub.

Die Klappe maß ungefähr einen Yard in der Länge und einen halben in der Breite. Nur einen Ring sahen wir nicht, mit der wir sie hätten hochziehen können. So blieb uns eigentlich nur der Rückzug.

»Das ärgert mich«, sagte Suko. »Hier könnte man viel mehr rausholen.«

Ich gab die nächste Antwort eigentlich nur, um etwas zu sagen.

»Vielleicht existiert hier irgendwo ein Mechanismus, der die Luke automatisch öffnet.«

»Den suche ich auch.« Suko hob die Schultern. »Ich habe das Gefühl, als wäre diese Öffnung nicht allein zur Zierde da.«

Ich verdrehte die Augen. »Verdammt, das war doch nur Spaß.«

»Nein, John. Ich will hier einfach weiterkommen.« Im Licht der Lampe säuberte der Chinese den Raum zwischen Klappe und Boden. Er pustete Staub in die Höhe, tastete mit dem Zeigefinger die Rille nach und nickte zufrieden.

Danach begann er mit der Suche. Ich wollte kein Spielverderber sein und half ihm dabei. Mit den Blicken verfolgten wir sehr genau die Lichtkegel der Lampen, die durch das Viereck wanderten, und Sukos Gesicht nahm plötzlich einen gespannten Ausdruck an, weil er etwas

entdeckt hatte. Genau im rechten Winkel zwischen Wand und Boden stand ein Stein ein wenig vor. Suko hatte ihn auch nur gesehen, weil er zuvor mit der Fußspitze etwas Schutt zur Seite geschoben hatte.

»Das ist es!« flüsterte er.

»Bist du sicher?«

»Werde ich gleich sein.«

Ich stand nahe des Ausgangs und schaute hinaus. Nicht weit entfernt sah ich den Schatten des abgestellten Rover. Der Wagen parkte auf dem Weg, der im großen Bogen auf Trevose zulief. Der Ort selbst lag in einem flachen, muldenähnlichen Tal, das sich zur Küste hin öffnete.

In Trevose waren wir noch nicht gewesen. Auch dort wollten wir uns nach van Dyken erkundigen. Je mehr wir uns mit diesem Menschen und dessen Vergangenheit beschäftigt hatten, um so verworrener und verwaschener war die Spur geworden.

Außerdem interessierte es uns besonders, was er auf dem alten Schloß Orlock zu suchen gehabt hatte. Jetzt wohnten dort junge Leute, die sich auf ihren Beruf vorbereiteten.

Möglicherweise hatte der Professor dort auch als Gast unterrichtet. Schließlich war er eine international anerkannte Lehrkapazität.

Sukos Ruf unterbrach meine Gedanken. »John, komm mal her! Ich habe etwas entdeckt.«

»Und was?«

»Der Stein paßt nicht ins Gefüge hier. Er steht etwas vor.«

»Meinst du, daß dies der Mechanismus ist?«

»Damit rechne ich sogar.« Mein Freund kniete, seine Hand lag auf der Ecke, aber nichts geschah. Dann faßte er den Stein an der Schmalseite an und versuchte, ihn zu drehen. Erst nach rechts, dann nach links. Als sich nichts tat und schon Enttäuschung sein Gesicht zeichnete, versuchte er es mit einer anderen Methode und zog daran.

Plötzlich hörten wir ein Schaben.

Aber nicht dort, wo Suko hockte, sondern hinter ihm und praktisch in der Mitte des Verlieses. Da befand sich, auch die von Suko entdeckte Luke. Sie kratzte an den Rändern, bewegte sich plötzlich, so daß sie einen Eingang freigab.

Welcher Mechanismus das genau war, konnten wir beide nicht erkennen, jedenfalls schwang die schwere Steinklappe auf einmal in die Höhe.

Wir standen daneben und staunten.

Ich mit etwas starrem Gesichtsausdruck, während über Sukos Lippen ein Lächeln flog. Er nickte einige Male, um sich selbst zu bestätigen. »Siehst du, John, das ist es.«

»Tatsächlich.«

Als die Luke in einem fast rechten Winkel stehend zur Ruhe gekommen war, traten wir näher. Woher dieses warnende Gefühl bei

mir kam, wußte ich selbst nicht. Jedenfalls war es vorhanden. Auch Suko traute dem Braten nicht so recht, wie ich seiner Haltung entnahm.

Aus diesem gruftähnlichen Eingang strömte uns die alte, feuchte, nach Verwesung und Staub riechende Luft entgegen. Wir nickten uns zu und leuchteten in die Tiefe.

Ich hatte damit gerechnet, einen Schacht zu finden. Das war ein Irrtum. Unter uns lag im Lampenlicht ein Saal. Wir entdeckten einen badewannenartigen Steingegenstand. Es war ein Sarg, der Deckel stand offen.

»Und wem kann er gehört haben?« fragte Suko. »Da hat bestimmt mal einer dringelegen.«

»Orlock!«

Der Inspektor schaute mich an. »Wenn das stimmt, muß ihn jemand herausgeholt haben.«

»Orlock war ein Mädchenschänder, wie uns der pensionierte Polizist gesagt hat.«

»Aber er ist tot«, sinnierte Suko und schaute mich dabei an, als würde er seine eigenen Worte nicht glauben.

»Woran denkst du?« fragte ich ihn.

Er lachte leise. »An was kann man in unserem Job schon denken, wenn man einen alten leeren Sarg anleuchtet? Doch nur daran, daß jemand diesen Sarg verlassen hat.«

»Freiwillig?«

»Kann sein. Dann wäre er nicht tot.«

»Oder untot.«

Suko nickte. »Er kann auch herausgeholt worden sein. Möglicherweise war er der Grund für die Besuche des Professors. Ich rechne inzwischen mit allem.«

»Das müssen wir wohl auch.«

Allmählich war auch ich zu der Überzeugung gelangt, daß hier einiges nicht stimmte. Wir waren durch Zufall auf ein schreckliches Geheimnis gestoßen. Auf ein Rätsel, das mit unserem Fall in einem unmittelbaren Zusammenhang stand.

»Was nun? sprach Zeus!« Suko deutete mit der freien Hand in die Tiefe. »Ich wäre dafür, hineinzuklettern…«

»Ich nicht.«

»Weshalb kneifst du?«

»Das hat mit kneifen nichts zu tun. Ich sehe einfach keinen Grund, das zu tun.«

»Du hast keinen Verdacht?«

»So ist es.« Ich sprach weiter. »Weshalb sollen wir es uns schwieriger machen, wenn es auch einfacher geht.«

»Das mußt du mir erklären, John.«

»Suko, wir verlassen diesen komischen Bau, gehen ins Dorf und fragen dort nach. Da wird man uns auch mehr Auskunft über das Schloß und diesen Orlock geben.«
»Der in diesem Sarg gelegen hat.«
»Das nimmst du…«
»Ruhig, John!«
Wenn mein Freund so sprach, hatte er etwas gehört, das überhaupt nicht in die normale Geräuschkulisse hineinpaßte. Ich hielt den Atem an, lauschte und vernahm ebenfalls das leise Schaben.
Ich schielte und leuchtete hoch zur Decke. Sofort sah ich das feine Pulver, das zu Boden rieselte. Nicht ohne Grund, denn oben an der Decke hatte sich ein dünner Spalt gebildet.
»Weg, Suko!« rief ich laut.
Mein Freund stand schon auf den Beinen. Mit einem Sprung setzte er über die Luke hinweg. Ich hatte mich umgedreht, wir liefen gemeinsam dem Ausgang entgegen und hatten das unwahrscheinliche Glück, es noch vor dem Zusammensturz zu schaffen. Der von Suko ausgelöste Mechanismus war auch gleichzeitig eine zeitverzögerte Falle gewesen.
Wir mußten weg, und wir kamen auch weg. Fast wäre der Eingang noch für uns zu eng geworden, so rempelten wir uns gegenseitig an, während sich in unserem Rücken das Knirschen und Schaben der Steine zu einem gewaltigen Poltern steigerte.
Selbst die Außenwände blieben nicht stehen. Als wir in gebührender Entfernung stehenblieben und den Einsturz verfolgten, wurde uns doch etwas komisch zumute. Wir wären von den tonnenschweren Brocken erschlagen worden.
»Verdammt teuflisch«, sagte Suko und klopfte sich den Staub von der Kleidung. »Erst machen sie uns neugierig, dann schlagen sie zu. Das nehme ich ihnen übel.«
»Wem, dem Orlock?«
»Vielleicht.«
Wir waren die einzigen Zeugen dieses Vorfalls gewesen. Bis Trevose war es einfach zu weit. Dort hätte man den Krach auch nie vernommen. Aber der Ort würde unser nächstes Ziel sein, obwohl sich mein Blick den Hang hochschraubte und sich dort festsaugte, wo der Haupttrakt einer alten Burg stand und ich zahlreiche erleuchtete Fenster sah.
»Die haben auch nichts bemerkt«, meinte Suko.
»Kann sein. Es ist auch möglich, daß es vom Grab zur Burg einen Geheimgang gibt.«
»Für den Orlock?«
»Was hast du nur mit diesem Namen?«
Mein Freund lachte leise. »Irgendwie gefällt er mir, weißt du das?«

Ich hob die Schultern. »Ich müßte den Knaben erst mal sehen. Dann kann ich dir sagen, ob er mir gefällt.«

»Seit wann stehst du auf Leichen?«

»Keine Leichen, aber…« Ich hob die Schultern und wechselte das Thema. »Laß uns nach Trevose hineinfahren. Dort können wir weitersehen.«

Bis zum Rover waren es nur einige Schritte. Der Wagen war in den letzten Tagen strapaziert worden. Auch nach Wales waren wir damit gefahren. Ich fuhr an und lenkte den Rover auf die Straße.

Nach einer weiten Kurve sahen wir das Dorf vor uns liegen.

Dort brannten zahlreiche Lichter. Wir befanden uns etwas höher und konnten den Ort überblicken. Er kam mir vor wie die aus der Totalen gefilmte Kleinstadt in einem Spielberg-Streifen. Aber dieser Blick war bald uninteressant geworden, denn weiter rechts erkannten wir ein hochloderndes Feuer.

»Das sieht nach einem Fest aus«, meinte Suko. »Vielleicht ein Herbstfest, was auch immer.«

»Möglich.«

Auch aus dieser Distanz waren die Gestalten zu sehen, die sich um das Feuer herum aufhielten. Sie tanzten zwar nicht gerade, aber sie bewegten sich schon. Wahrscheinlich gaben die Flammen nicht genügend Wärme ab.

Wir rollten tiefer und damit auf Trevose zu. Bevor wir noch die ersten Häuser erreichten, sahen wir eine Gruppe von Kindern die Straße hochkommen. Da sie die Fahrbahn versperrten, hielten auch wir an.

Irgendein Lied sangen sie, das wir nicht kannten. Um den Text mitzubekommen, kurbelte ich die Scheibe runter.

»Dreht euch nicht um, denn der Orlock geht herum…«, sangen die Kinder.

Sie wiederholten den Text, und ich schaute Suko an. »Was denkst du?«

Er hob die Schultern. »Es gibt Kinderlieder, die höre ich gern. Es gibt aber auch andere. Und dieses Lied hinterläßt bei mir schon ein komisches Gefühl…«

»Das meine ich auch…«

***

Sie waren durch alle Häuser gegangen und hatten die zusammengeholt, die den abendlichen Reigen eröffnen sollten.

Immer wieder hallte es durch das Dorf. »Dreht euch nicht um, denn der Orlock geht herum…«

Die Kinder hatten ihren Spaß und lachten lauthals zwischen den Gesängen. Es waren inzwischen mehr als ein Dutzend Jungen und

Mädchen. Keines der Kinder wußte so recht, wer der Orlock war.
Als Schwarzer Mann, als Buhmann war er angesehen worden. Früher hatte man mit ihm die Kinder erschreckt, bis aus dem bösen Märchen ein Brauch geworden war, der vor allen Dingen von den Kindern hochgehalten wurde. Im Oktober, wenn die Nächte schon entsprechend dunkel waren, loderten die Flammen, und das war genau die Zeit, um sich vom Orlock zu erlösen. Dann wurde der verbrannt, der als Symbol für den Orlock stand.
Robby, ein Zwölfjähriger, hatte sich zum Anführer der Clique hochgeschwungen. Er wußte auch, wo der Wagen mit der Puppe stand, und beides wollten sie holen.
»Los, kommt mit!«
Die Horde folgte ihm. Singend, dabei Fackeln oder Taschenlampen schwenkend, liefen sie durch das Dorf, tauchten ein in eine dunkle Gasse, wo sie in einem Stall stehendes Vieh erschreckten, und liefen auf den Hof, der Robbys Onkel gehörte.
Dort bauten sie sich im Halbkreis auf und überließen ihrem Anführer die Initiative.
»Holst du jetzt den Orlock?« schrie ein blondes Mädchen und spielte verängstigt mit den Zöpfen.
»Klar.«
Das Mädchen trat zurück. Es hatte Angst und versteckte sich hinter den anderen Kindern.
Robby aber öffnete die Scheunentür. Er mußte dabei seine ganze Kraft aufwenden. Auf fremde Hilfe konnte er später aber nicht verzichten, da holte er noch zwei Jungen in die Scheune. Mit ihren Taschenlampen leuchteten sie auf den mit seitlichen Gittern versehenen Karren, auf dem der Orlock stand.
»Ist er das?«
»Dumme Frage, klar«, antwortete Robby.
»Der sieht richtig echt aus.«
Robby lachte. »Vielleicht ist er das auch. Er hat immer Kinder gejagt, aber diesmal werden wir ihn jagen.« Robby war in seinem Element und löste die hölzernen Bremsklötze an den Rädern.
»Schiebt mal mit an!«
Zu dritt schafften sie den Wagen aus der Scheune. Der Orlock lag schräg auf der Fläche. Die Gitter hielten ihn so, daß er nicht umkippen konnte.
Draußen warteten die anderen. Das Licht ihrer Fackeln erreichte auch den Wagen und zeichnete auf Orlocks Gesicht ein schauriges Muster.
Die Gestalt konnte einem schon Angst einjagen. Nur wenige waren so mutig, bis dicht an den Wagen heranzutreten.
Die Puppe trug einen dunklen Anzug. In dem Gesicht, das jemand

geschnitzt hatte, zeichneten Rinnen und Kerben Schatten, die den dämonischen Ausdruck noch mehr verstärkten.

»Gut gemacht, nicht?« rief Robby. Er kletterte auf ein Rad und fuhr mit der Hand durch das strohige Haar. »Es fühlt sich an wie echt«, erklärte er. »Will mal jemand?«

Nur einer wollte, und der zögerte auch noch.

Robby aber lachte. »Ihr seid vielleicht Angsthasen. Der Orlock kann euch nichts mehr tun, ehrlich nicht. Früher hat er sich mit kleinen Kindern beschäftigt, aber heute ist das anders. Heute sind wir die Stars, versteht ihr. Wir drehen den Spieß um und werden mit ihm das tun, was er früher mit den Mädchen gemacht hat. Danach werfen wir ihn ins Feuer. Los, gehen wir!«

Er sprang vom Rad, lief um den Wagen herum und packte den Griff der Deichsel. »Allein will ich nicht ziehen. Zwei noch zu mir, andere können ja schieben, die übrigen leuchten.«

Robby war der Boß. Man folgte seinen Befehlen. Unter Gesängen zogen sie los.

Die Runde war genau festgelegt, wie bei einem Festzug, der bestimmte Straßen nahm.

Und so fuhren sie durch das Dorf. In das Rattern der Räder auf unebenem Boden mischten sich schon bald ihre Gesänge.

»Dreht euch nicht um, denn der Orlock geht herum…«

Robby trieb es am tollsten. Manchmal sprang er vor dem Wagen herum, dirigierte und winkte auch den Zuschauern zu, die vor den Häusern standen oder in den Fenstern lagen.

Das war die Nacht der Kinder und Jugendlichen. Endlich konnten sie mal den Spieß umdrehen. Es hatte den Orlock gegeben, und er war sehr grausam gewesen, bis die Menschen sich ein Herz gefaßt und ihn gefangen hatten, um ihn schrecklich zu bestrafen.

Der Legende nach sollen sie ihn lebendig in einer Gruft begraben haben.

An eine Rückkehr glaubte niemand mehr…

Und so zogen die Kinder weiterhin durch das Dorf, sangen, lachten, hatten ihren Spaß, wenn auch manche von ihnen mit einer Gänsehaut auf dem Rücken.

Über dem Ort und auf dem Hang stand das Schloß. Ein Fremdkörper in der Umgebung, denn die meisten Bewohner hatten zu denen, die sich auf dem Schloß aufhielten, keinen Kontakt. Sie wollten auch keinen haben. Die sollten unter sich bleiben, zudem hatte dort einmal der Orlock gehaust und junge Mädchen in die finsteren Räume gelockt.

In mondhellen Nächten sollte man heute noch die Schreie der Toten angeblich hören können.

Robby half längst nicht mehr mit, den Wagen zu ziehen. Er ging der

Gruppe voraus und dirigierte mit wilden Armbewegungen den Takt, den die übrigen Kinder singen mußten.

Sie wurden nicht müde. Es klang manchmal wie die Erlösung von einem bösen Fluch. Man hatte den Kindern die Angst vor dem Orlock mit der Muttermilch schon eingegeben und später auch den Haß. Jetzt wurde daraus eine Erlösung.

Winkend lief Robby voraus. Seine wilden Handbewegungen galten diesmal dem Fahrer eines fremden Wagens, der mitten auf der Dorfstraße gestoppt hatte.

»Fahren Sie weg!« schrie Robby. »Los, machen Sie Platz! Diese Nacht gehört uns und dem Orlock.«

Der Fahrer zeigte sich verständnisvoll. Er lenkte den Wagen an den linken Straßenrand. Beim Vorbeilaufen warf Robby noch einen Blick in das Innere des Rover.

Zwei Männer saßen darin. Robby hatte sie noch nie im Leben gesehen. Sie interessierten ihn auch nicht weiter. Er wollte zum großen Feuer, wo die Jugendlichen bereits den Pfahl in die Erde gerammt hatten, an dem der Orlock festgebunden werden sollte.

Zwar hatten die Kinder die Hauptaufgabe in dieser Nacht übernommen, doch die Halbwüchsigen und Älteren wollten sich den Spaß auch nicht entgehen lassen. Da konnte man die Nacht durchfeiern. Und man hatte einen Grund, um wieder trinken und essen zu können. Deshalb drehte sich an einem Spieß ein halbes Spanferkel, gestiftet von einem Bauern. Später würden auch die Erwachsenen erscheinen und den Tod des Opfers feiern. So sah es der Brauch vor.

Die Jugendlichen hatten nicht nur den Pfahl aufgestellt, sie versorgten auch das Feuer mit Nachschub. Selbstsicher ließen sie die Flaschen kreisen.

Gin und Whisky tranken sie, aber auch Cola und andere nichtalkoholischen Getränke.

Unter Beifall und mit lautem Gröhlen wurde die Ankunft des Orlocks gefeiert.

Robby war in seinem Element. Er stand mit dem Rücken zum Feuer, spürte die Wärme und hörte das Knistern, wenn das Holz zerplatzte und auch manchmal unter Knacken verbrannte. Da flog ein glühender Regen in die Luft. Über den Flammen sah es dann so aus, als würde jemand ein Feuerwerk anzünden.

Der Pfahl stand etwas abseits. Er hatte noch baumstammähnliche Formen. Die Rinde war auch nicht an allen Teilen weggeschabt worden. Man hatte ihn in eine kleine Erhebung gerammt. Wer daran festgebunden wurde, konnte ins Feuer starren.

Das Verbrennen des Orlocks war eigentlich ein schlimmer Brauch.

In ihm entlud sich der Haß gegen diese Gestalt.

Vor seinem Ende mußte er noch gefoltert werden. So hatte er es auch mit den Mädchen gemacht, erzählte wenigstens die Legende.

»Stoppt den Wagen!« rief Robby und hob die Hand. Er schaute zu, wie Kirk, der Anführer der Jugendlichen, zu ihm kam. Kirk war dunkelhaarig, trug Jeans und eine gefütterte Jacke. Er war der Sohn des Bürgermeisters und galt als unberechenbar, wenn er zuviel getrunken hatte. Auch jetzt hielt er eine halbleere Whiskyflasche in der rechten Hand. »Seid ihr endlich da, ihr Kröten?« rief er schon mit schwerer Stimme.

»Die Zeit ist eingehalten worden!« widersprach der blonde Robby. »Du kannst dich nicht beschweren.«

»Schnauze, du Winzling.«

»He, Kirk, hab nicht so eine große Klappe. Du weißt genau, daß dies unser Spiel ist. Das ist der Sieg der Kinder über das Böse.«

Kirk nahm einen Schluck, grinste schief und hielt dem Jungen die Flasche hin. »Willst du auch?«

»Bin ich blöde? Ich trinke keinen Alkohol.«

»Wirst du noch lernen.« Kirk lachte und ging zu seinen Kumpanen zurück, die im Hintergrund warteten.

Auch die übrigen Kinder standen still. Sie warteten auf Robbys Kommando.

Der schaute sich noch einmal den Pfahl an. Ein schwerer Sturm hätte ihn gekippt, aber in dieser Nacht war es ziemlich ruhig. Zwar kam vom Meer her wie immer der Wind, der jedoch spielte nur mit den Flammen und schuf aus ihnen manchmal skurrile Figuren.

Der Orlock war während der Fahrt zur Seite gerutscht, befand sich aber noch auf dem Wagen und wurde vom Gitter gehalten.

»Abladen!«

Das ließen sich die Kinder nicht zweimal sagen. Wer keine Fackeln trug, das waren die meisten, begab sich an die Arbeit. Auch die Mädchen machten mit. Sie hatten ebenfalls ihre Scheu überwunden. In der Masse fühlten sie sich wohl.

Die Holzpuppe war schwer, so daß die Kinder sie einfach über den Rand des Gitters rollten. Neben dem Rad blieb sie auf dem Bauch liegen. Das helle Haar leuchtete wie Stroh.

So wie die Puppe hatte auch der Orlock ausgesehen. Sie wußten es aus den alten Überlieferungen. Die älteren Leute hatten es ihnen mitgeteilt und ihnen auch beim Bau der Puppe mit Rat und Tat zur Seite gestanden.

Jetzt machte auch Robby mit. Er zerrte den Orlock den kleinen Hügel hoch.

Die Jugendlichen hielten sich genau an die Regeln und überließen den Kindern das Feld. Zwei Mädchen befanden sich unter den Halbwüchsigen. Ihnen gefiel der Spaß nicht so sehr, das war ihren

Gesichtern anzusehen. Kirk, der sich für beide interessierte, legte schwerfällig einen Arm um die blonde Alexandra und versuchte dabei, ihren beachtlichen Busen zu streicheln.

»Laß mich in Ruhe. Du bist betrunken!«

Kirk lachte. »Das kannst du doch auch werden.«

»Verzichte.«

Kirk grinste verzerrt. »Gib nicht so an, du Tücke. Nur weil du aus der Stadt gekommen bist und sich dein Alter für etwas Besseres hält, weil er so etwas wie ein Pauker ist. Aber hier, weißt du, herrschen meine Regeln. Du kannst ja wieder verschwinden. Los, geh doch in das Schloß, verdammt! Wir brauchen dich nicht.«

»Laß sie doch in Ruhe!« beschwerte sich das zweite Mädchen, Mara Perth. »Nicht jeder kann dich ab.«

»Du denn?« Kirk grinste und kam auf sie zu.

»Nicht, wenn du betrunken bist.«

»Aber sonst ja, wie? Wir haben doch schon zusammen gebumst. Mann, ich sage dir, das…«

»Halt dein Maul!« fuhr Mara Kirk an. Sie wollte nicht, daß Frank, mit dem sie seit einigen Wochen ging, die Worte hörte. Aber der tat nichts. Er schaute Kirk nur kalt an.

Die Kinder hatten es mittlerweile geschafft und die Puppe bis an den Pfahl herangeschleift. Ein Junge keuchte den Hügel hoch und brachte die Stricke.

Der Orlock mußte festgebunden werden. Nach der Folterung wurde er dann verbrannt.

»Haltet ihn fest, damit er nicht kippt!« schrie Robby. Zu viert stemmten sie sich dagegen, während Robby damit begann, den Orlock zu fesseln. Er ging um den Pfahl herum, und die anderen sangen wieder das Lied. Sie hatten ihren Spaß.

Niemand achtete auf die beiden Männer, die nicht weit entfernt standen und den Kindern zuschauten…

Nach einigen Minuten war Robby fertig. Die Puppe konnte losgelassen werden. Sie wollte nach vorn rutschen, aber da wurde sie bereits von den Stricken gehalten.

»Er steht!« schrie der Kleinste in der Runde und sprang in die Höhe. »Ja, er steht!«

»Ist ja gut, wenn er steht!« brüllte Kirk, der die Worte gehört hatte. Danach begann er zu lachen.

»Du bist ein Schwein«, sagte Mara. Sie wandte sich von ihm ab und ging zu Alexandra, die sich etwas abseits aufgebaut hatte und in das Feuer schaute.

Ihr Gesicht war von einer blutigen Röte übergossen. Die Flammen zeichneten ihren Widerschein auch in den Pupillen nach.

»Was hast du? Du bist so still.«

Alexandra hob die Schultern. »Das kann ich dir auch nicht genau sagen, Mara.«

»Ist es wegen Kirk?«

»Nein.«

Mara lachte. »Das glaube ich dir nicht. Du brauchst ihn ja nicht zu beachten. Wenn er nüchtern ist, kann man sogar mit ihm auskommen. Er flippt nur manchmal aus, weißt du. Zudem stammst du aus der Stadt, dein Vater ist etwas Höheres…«

»Das ist doch Unsinn.«

»Nein, er leitet doch die Schule.«

»Eine Schule ist das nicht, sondern eine Ausbildungsstätte des Konzerns Omega. Mehr nicht.«

»Da würde ja Kirk nie hineinkommen. Und ich auch nicht.«

»Mara, so elitär ist die Schule nicht.«

»Was heißt denn elitär?«

»Schon gut, ich denke über etwas ganz anderes nach.«

»Und über was?«

Alexandra drehte den Kopf, weil sie ihre Freundin anschauen wollte. »Wenn ich das wüßte.«

Mara, siebzehn Jahre jung, unkompliziert und leidlich hübsch, lachte laut. »Was soll das denn schon wieder? Du überraschst mich von einer Sekunde auf die andere.«

Alexandra zog den Reißverschluß ihrer innen rot gefütterten und außen mit Straß geschmückten Jeansjacke hoch. Dazu trug sie eine weiche Lederhose. »Irgendwie hängt es mit dem Orlock zusammen, diesem widerlichen Typen.«

»Er ist tot!«

Alexandra hob die Schultern. »Das habe ich auch gehört. Man spricht auch oben in der Schule von ihm. Trotzdem verspüre ich irgendwie Angst davor. Kannst du das verstehen?«

»Nein.«

»Mir gefällt auch der Brauch nicht. Er ist mir einfach zu brutal.«

»Das sind die alten Bräuche oft. Du kommst aus der Stadt, du siehst das anders. Und was in der Schule vor sich geht…« Mara hob die Schultern. »Meine Güte, ihr habt doch nichts damit zu tun.«

»Das sagst du so. Schließlich hat der Orlock dort oben einmal gehaust.«

»Ja, vor fast hundert Jahren. Aber jetzt gibt es ihn nicht mehr. Er ist nur eine böse Erinnerung, die zudem in dieser bestimmten Nacht im Oktober ausgelöscht wird.«

Alexandra schüttelte den Kopf. Dabei fiel das blonde Haar bis auf die Schulter zurück. »In der letzten Zeit habe ich das Gefühl, als wäre er gar nicht tot.«

Mara fing an zu lachen. »Du spinnst«, sagte sie noch immer lachend.

»Du spinnst wirklich.«

»Kann sein, aber ich bleibe dabei. Mir ist es in der Nacht vorgekommen, als hätte ich Schritte gehört. Keine normalen, sondern schleichend, manchmal auch tappend. Dann vernahm ich auch ein komisches Kichern. Es klang so unheimlich. Später hatte ich auch das Gefühl, als würde mich der Orlock beobachten. Ich fand keine ruhige Minute mehr in meinem Zimmer. Es war nicht auszuhalten.«

»Und was sagen die anderen dazu?«

»Nichts, Mara. Mit denen habe ich darüber nicht gesprochen. Ich bin umgekehrt auch nicht angesprochen worden, wenn du verstehst. Jedenfalls macht mir der Orlock Angst.«

»Die bald vorüber sein wird«, erwiderte Mara voller Überzeugung. »Du mußt nur zusehen, wie die Puppe verbrannt wird. Dann fühlst du dich erlöst. Wir alle fühlen uns erlöst. Es ist so, als wäre ein Fluch von uns genommen worden.«

»Mag sein, ich denke da anders.«

»Ach sei nicht so. Reiß dich doch etwas zusammen, Alexandra. Du bist ja schlimmer als die Kinder.«

»Das kann sein.«

»Orlock, jetzt geht es dir an den Kragen!« Eine helle Jungenstimme übertönte selbst das Knistern des Feuers und das Fauchen der Flammen. Robby hatte die Worte ausgestoßen. Ihm war in diesem Jahr die Aufgabe zugefallen, die Puppe zu vernichten. Er durfte die Schnitte führen und war anschließend der erste, der mithalf, den Orlock den Flammen zu übergeben. Er tanzte vor dem Pfahl und hielt sein Messer bereits in der Hand. Der Widerschein des Feuers warf rötliche Reflexe auf die Klinge und huschte auch durch das Gesicht des Jungen.

Es war kein normales Messer oder kein normaler Dolch. Dieses Werkzeug benutzten Schnitzer, wenn sie etwas aus dem rohen Holz schaffen wollten.

Die Puppe hing in der Fesselung. Die übrigen Kinder zogen den Kreis jetzt enger. Die Jugendlichen hielten sich zurück. Sie kannten das Spiel. Auch Kirk war vor Jahren einmal derjenige gewesen, der dem Orlock den Garaus gemacht hatte.

Jetzt war Robby an der Reihe. Er schaute sich noch einmal um, sah das Nicken seiner Freunde und setzte sich in Bewegung. Mit langen, auch schleichenden Schritten stieg er den flachen Hügel hoch und blieb dicht vor der Puppe stehen.

Hinter ihm sangen die Zurückgebliebenen das Lied vom bösen Orlock. Ihre Stimmen klangen jetzt noch schriller. Sie wollten ihn endlich sterben sehen.

Robby stand dicht vor der Puppe. Er war kleiner als sie und mußte den Kopf schon zurücklegen, um ihr ins Gesicht schauen zu können.

Ein hölzernes, maskenhaftes Gesicht mit strohblonden Haaren auf dem Kopf. Obwohl es im Widerschein des Feuers an manchen Stellen so aussah, als würde es anfangen zu zucken und zu leben.

Robby zögerte.

Weshalb verließ ihn plötzlich der Mut? Warum hatte er denn solche Angst davor, den letzten Schritt zu tun? All die Jahre zuvor war es gutgegangen, da hatte er immer zuschauen können und sich darauf gefreut, selbst die Regie zu übernehmen.

Böse schaute ihn die Fratze an.

»Du lebst nicht!« flüsterte er. »Nein, du lebst nicht. Du bist tot. Wir haben dich aus einem Baumstamm geschnitzt. Es gibt keinen Orlock mehr, das weiß ich.«

Er redete sich Mut zu, nickte einige Male und hörte in seinem Rücken die ungeduldige Stimme des Jungen, der im nächsten Jahr die Aufgabe übernehmen würde.

»Traust du dich nicht, Robby?«

»Doch.«

»Dann mal los. Schneid dem Orlock die Wange auf. So hat er es doch immer gemacht!«

»Ja, ja.« Robby sprach mit einer kratzigen Stimme. Langsam hob er den rechten Arm.

Die Klinge des Schnitzmessers schien aus seiner Faust zu wachsen. Er drehte die Hand etwas, um die Schneide schräg anzusetzen. Das Holz war weich und setzte dem Messer wenig Widerstand entgegen.

Weshalb zitterte er so plötzlich? War es die Angst vor der eigenen Courage?

Sogar das Atmen bereitete ihm Schwierigkeiten. Er zitterte auch in den Knien, aber hinter sich hörte er die lauten Stimmen der übrigen Kinder.

»Los, Robby, du mußt es tun! Denk daran, es wäre Halloween…«

»Dreht euch nicht um, denn der Orlock geht herum…« Die dünne Stimme eines singenden Mädchens erreichte kaum die Ohren des vor dem Pfahl stehenden Robby.

Aber sie wirkte wie eine Initialzündung, und Robby überwand sich. Er stieß zu.

Das ging alles leichter, als er gedacht hatte.

Und dann passierte es.

Die Holzpuppe hing noch in der Fesselung. Robby drehte die Klinge, als er plötzlich etwas in der Wunde aufquellen sah, das ihm einen Moment später als dunkler Strahl entgegenspritzte und sein Gesicht traf.

Der Junge wurde so überrascht, daß er nicht einmal aufschrie, aber zurückging, stolperte, zu Boden fiel und sich überschlagend den Hang hinabrollte.

»Robby, was ist denn?« schrie jemand.

Er hörte nicht. Dicht vor den Füßen der anderen Kinder blieb er liegen, rollte sich auf den Rücken und starrte mit verzerrtem Gesicht und großen Augen in die auf ihn niederschauenden, gespensterhaft wirkenden Gesichter.

Sie alle, die ihn anstarrten, waren entsetzt, als hätte er die Pest.

»Iiihhh, Robby, was hast du denn?«

Er hörte nicht einmal, wer ihn da gefragt hatte. Aber er hob den Arm und tastete nach seinem Gesicht, wo die Flüssigkeit an beiden Wangen klebte.

Zwei dicht zusammengelegte Finger zog er durch die Flüssigkeit und schaute nach.

Es war Blut…

***

Suko und ich hatten uns im Hintergrund aufgehalten. Der Rover stand am Eingang des Dorfes. Wir waren den Rest des Weges zu Fuß gegangen. Zum Glück brannte das Feuer. Die Flammen leuchteten mit der roten Glut meiner Zigarette um die Wette.

»Versprichst du dir etwas davon, hier als Zuschauer zu stehen?« fragte Suko.

»Ja.«

»Und was?«

»Ich interessiere mich eben für alte Bräuche. Besonders dann, wenn sie mit einer Figur wie dem Orlock zusammenhängen.«

»Du hast einen Verdacht?«

»Nein, höchstens ein Gefühl.«

»Und was sagt dir das?«

»Darüber denke ich noch immer nach. Ich erinnere mich an das leere Grab. Dann stürzte dieser komische Bau ein. Suko, das können keine Zufälle sein. Das sind Dinge, die einfach dazugehören. Meinetwegen auch böse Zeichen oder Omen. Ich weiß es nicht genau.«

»All right, warten wir ab.«

Das taten wir auch, denn die Kinder hatten zu tun. Sie banden die Puppe an den im Boden steckenden Pfahl und waren mit Feuereifer bei der Sache.

In fast allen Dörfern des Landes gab es ähnliche Bräuche. Wenn die Jahreszeiten wechselten, gedachte man stärker der alten Zeiten und daran, was die Menschen früher getan hatten. Die Bräuche blieben nicht einmal auf eine Region beschränkt. Ob auf der Insel oder im übrigen Europa, überall feierte man die Ankunft des Herbstes oder des Winters. Umgekehrt war es ebenso, wenn nach schneereichen und kalten Monaten die Menschen den Frühling herbeisehnten.

Einer aus der Dorfjugend war auserwählt worden, um die Puppe zu

vernichten.
Als der Orlock damals starb, muß es für die Menschen wie eine Erlösung gewesen sein, und sie war in den Jahren auch nicht kleiner geworden, so daß der alte Brauch noch immer hochgehalten wurde.
Aber der Junge zögerte. Selbst uns fiel es auf.
Ich warf meine Zigarette weg und trat die Glut aus. »Das gefällt mir nicht«, sagte ich.
»Wieso?«
»Schau dir mal den Jungen an. Der steht allein vor der Holzfigur und sieht aus, als würde er sich vor Angst in die Hosen machen. Wie kann man vor einer Figur diese Angst haben?«
»Vielleicht ist es nicht nur eine Figur«, antwortete Suko.
»Meinst du, daß…?«
»Ich rechne mit allem, John.«
»Nun ja, wir…«
Ich sprach nicht mehr weiter, denn der Junge kippte plötzlich zurück. Den Grund hatte ich nicht erkennen können, vielleicht ein Fehltritt. Er rollte den flachen Hang hinab und blieb dort liegen, wo auch die anderen standen.
»Hin!«
Wir waren sehr schnell, hörten das laute »Iiiihhh« einer Mädchenstimme und mußten andere Kinder zur Seite drücken, um einen freien Blick auf den Jungen zu bekommen.
Er lag auf dem Rücken. Mit zwei Fingern war er dabei, durch sein Gesicht zu wischen. Und was er da von der Wange putzte, sah klebrig und dunkel aus.
Eben wie Blut…
Suko und ich knieten uns nieder. Unsere Blicke glitten über das Gesicht des Jungen. Wir sahen in dessen Augen den verstörten Ausdruck und suchten nach einer Verletzung in seinem Gesicht.
Die fanden wir nicht.
»Woher kommt das Blut?« fragte Suko.
Robby hatte unsere Frage gehört. »Der Orlock!« flüsterte er. »Der… der Orlock hat geblutet …«
»Er ist eine Puppe!« rief ich.
»Trotzdem.«
»Das sehen wir uns an.«
»He, was ist hier los?« Kirk hatte die Gruppe erreicht und bahnte sich rücksichtslos einen Weg. Auch Suko wollte er einfach zur Seite drängen, doch der Inspektor stand wie ein Fels.
»Willst du was?«
Kirk schaute ihn an. »Hau ab, du Pfeifengesicht!« Er holte schon aus, um Suko zur Seite zu schleudern, aber mein Freund war schneller. Die gegen Kirks Brust gestoßene flache Hand brachte ihn aus dem

Gleichgewicht. Wie ein Brett fiel er um.
»Noch jemand?« fragte mein Freund, denn Kirk war mit Verstärkung gekommen.
»Nein, nein«, sagte ein schwarzhaariges Mädchen. »Er war bereits zu betrunken.«
»Das habe ich gesehen.«
Ich hatte mich um die Dinge nicht gekümmert und war den kurzen Weg hoch zum Pfahl gelaufen. Dicht vor der Holzfigur blieb ich stehen. Mich interessierte besonders das Gesicht, weil der Junge dort herumgeschnitzt haben mußte.
Das Messer hatte im Holz eine tiefe Wunde hinterlassen. Ein schräg angesetzter Riß, aus dem tatsächlich etwas hervorgedrungen war. Die rote Flüssigkeit.
Sie bedeckte die untere Hälfte des hölzernen Gesichts. Dort war sie zu einem Muster verlaufen, das auch noch in mehreren Fäden am Hals entlangrann, bis es von der Kleidung aufgesaugt worden war.
Blut war aus einer Holzfigur gelaufen! Wie konnte das geschehen? Was steckte dahinter?
War die Figur vielleicht mit Blut gefüllt gewesen? Ich hatte keine Ahnung, jedenfalls ging es nicht mit rechten Dingen zu. Dieser am Pfahl gefesselte Gegenstand war etwas Besonderes, vielleicht sogar magisch beeinflußt, und zwar durch Schwarze Magie.
Ich setzte ihr eine andere dagegen.
Gelassen streifte ich die Kette über den Kopf. An ihr hing das Silberkreuz, das ich einen Augenblick später hart gegen die Brust der Figur drückte.
Wäre es sehr still gewesen, hätte ich das zischende Stöhnen sicherlich deutlicher vernommen. So aber ging das Geräusch im Stimmenwirrwarr und den fauchenden Flammen ein wenig unter.
Trotzdem wollte ich nicht an eine Täuschung glauben.
Und die Holzfigur veränderte sich. Der Orlock begann leise zu knistern. Gleichzeitig sah ich den Rauch aus der Mundöffnung strömen. Ich trat schnell zurück und hatte gut daran getan, weil einen Moment später Flammen aus dem Kopf fuhren wie eine gewaltige Lohe und auch die Haare in Brand steckten.
Die Figur flammte ab!
Ich schaute zu und hörte in meinem Rücken die aufgeregten Rufe der Kinder und Jugendlichen. Ihr Fest hatte anders geendet, als sie es sich vorstellten und es in den letzten Jahren gewesen war.
Ich drehte mich wieder um und sah Suko, abwartend auf den brennenden Orlock und den ebenfalls von den Flammen erfaßten Pfahl schauend. Ein paarmal nickte er, als hätte er mit den Dingen gerechnet.
»Dein Gefühl, John, nicht wahr?«

»Ja, und das leere Grab.«
»Meinst du, daß es die Figur gewesen ist, die darin gelegen hat?«
»Nein.«
»Aber sie lebte.«
»Sicherlich. Sie ist geschnitzt worden. Bestimmt nicht von den Kindern. Wir werden uns mit dem Schnitzer in Verbindung setzen müssen. Vielleicht weiß er mehr.«
»Jedenfalls gibt es Arbeit für uns. Ich rechne sogar mit einem neuen Fall.«
»Das ist er sowieso.«
»Ich meine es anders, John. Möglicherweise gibt es zwischen dem Professor und diesem Orlock keine Verbindung, obwohl der Schänder mal auf dem Schloß da oben gehaust hat.«
»Das bekommen wir noch heraus.« Ich war ziemlich optimistisch und schaute zu, wie die Puppe allmählich zu Asche wurde.
Wir wandten uns ab.
Keiner war gegangen. Der mit Blut bespritzte Junge hatte sich mittlerweile wieder einigermaßen gesäubert. Ihn wollten wir uns vornehmen, aber wir wurden abgelenkt, weil ein blondes Mädchen – ungefähr achtzehn Jahre alt – sich mit dem schwarzhaarigen Girl stritt.
»Ich habe es dir gesagt, Mara, mein Gefühl.«
»Ach komm, das ist Zufall.«
»Nein, ich weiß es genau. Orlock ist mehr als eine Legende.«
»Wie kommen Sie denn darauf, Miß?« sprach ich sie an, und das Girl erschrak heftig. Es starrte mich an. Ich lächelte, weil ich die Kleine beruhigen wollte.
»Wer sind Sie?«
»Mein Name ist John Sinclair.«
»Sie… Sie sind fremd.«
»Ja, Miß…«
»Ich heiße Alexandra Dalton.«
»Ihr Vater leitet die Schule da oben«, erklärte ein Junge vorwitzig.
»Interessant, Miß Dalton. Wohnen Sie dort auch?«
Sie nickte.
»Und da haben Sie sich gefürchtet und etwas von diesem Orlock gesehen?«
»Mister, das geht Sie nichts an.« Ein junger Mann hatte gesprochen. »Fahren Sie wieder.«
»Überlassen Sie das uns. Wir sind nicht ohne Grund hier. Und wir haben das Recht, Fragen zu stellen.«
»Polizei?«
Ich gab ihm keine Antwort und wandte mich wieder Alexandra zu, die sich schüttelte, als hätte sie jemand mit Wasser übergossen.

»Was haben Sie oben auf dem Schloß bemerkt oder gesehen?«
»Nichts, gar nichts.«
Ich lächelte milde. »Aber lügen Sie doch nicht. Das haben Sie doch nicht nötig.«
Sie schaute mich noch einmal an, drehte sich um und lief weg.
Ihre Freundin rannte hinter ihr her. Wir blieben, da wir wußten, wo wir Alexandra wiederfinden konnten.
Unwillkürlich warf ich einen Blick auf das Schloß. Allmählich reifte in mir der Entschluß, daß wir dort oben die Lösung des Rätsels würden finden können.
Suko hatte sich mittlerweile mit dem Jungen unterhalten, den es so böse erwischt hatte. Er stand neben meinem Freund, schluchzte, schluckte und wollte keine Fragen beantworten.
»Aber du kannst uns doch sagen, wer die Figur geschnitzt hat, Robby.«
»Das war Woody. Wir nennen ihn so.«
»Na bitte, weshalb nicht gleich so? Wohnt er hier im Ort?«
»Klar.«
»Kannst du uns zu ihm führen?«
Robby überlegte, während sich Suko drehte und auf den Wagen deutete. »Wir können auch fahren.«
»Und wenn Sie mich entführen?«
»Keine Sorge, du kannst Freunde mitnehmen.«
Robby überlegte, wollte aber nicht als Feigling gelten und stimmte schließlich zu, allein mit uns zu fahren.
Es war zwar nicht viel passiert, in Anbetracht der Dinge jedoch hatten weder die Kinder noch die Jugendlichen große Lust, die Feier oder den alten Brauch fortzusetzen. Sie sprachen davon, das Feuer ausbrennen zu lassen. Nur der Betrunkene krakeelte noch. Er suchte nach Whisky und war kaum zu beruhigen.
Ich schloß dem Jungen die Tür auf. Er schaute mich ängstlich an, bevor er einstieg.
»Keine Sorge, Robby, wir halten zu dir. Oder magst du keine Polizisten?«
»Doch, eigentlich schon.«
»Na bitte.«
»Seid ihr denn von der Polizei?«
Wir rollten langsam nach Trebose hinein. »Ja, wir sind von der Polizei. Sogar von einer besonderen Truppe.«
»Scotland Yard?«
»Genau.«
»Oh, toll. Da habe ich schon Serien im Fernsehen gesehen. Ihr seid ja heiße Typen.«
»Aber nur die auf dem Bildschirm«, erklärte Suko.

»Weiß ich nicht.«

»Wo müssen wir hinfahren?« fragte ich.

»Noch geradeaus. An der Kirche links. Den Turm sieht man ja.«

In der Tat sahen wir den spitzen Gegenstand. Schon bald rollten wir durch eine schmale, mit Kopfstein gepflasterte Gasse und an einer hohen Kirchhofmauer entlang. Hinter der Kirche begleiteten uns Maschendrahtzäune. Dahinter lagen Gemüsegärten.

Woody, der Schnitzer, war gleichzeitig auch Schreiner. Er befand sich noch in der Werkstatt, denn hinter dem Fenster des flachen Gebäudes mit dem vorgezogenen Dach brannte noch Licht.

Als wir ausstiegen, hörten wir auch das leicht schrille Geräusch einer laufenden Säge. Bei diesen Lauten bekam ich immer eine Gänsehaut. Ich schaute durch eines der Fenster und sah, daß Woody Holz schnitt. Er war schon älter, trug einen dunklen Pullover, auf dem eine dünne Schicht aus Sägespänen lag. Sein Haar war grau und wuchs wie Putzwolle auf dem Kopf.

Er sah uns nicht sofort. Erst als wir fast neben ihm standen, schaute er auf.

Sofort stellte er die Kreissäge ab. Mißtrauen zeichnete sein Gesicht. »Sie wünschen?« fragte er.

»Woody, das sind zwei Polizisten«, erklärte Robby, und seine Stimme überschlug sich fast. »Sie wollen dich etwas fragen. Es geht um die Figur, sie hat nämlich geblutet.«

»Wie das?« Bei dieser Frage schaute er auf die linke Hand. Sie war teilweise mit einem Verband umwickelt, der mir noch ziemlich frisch aussah. »Haben Sie sich verletzt?« fragte ich.

»Kaum der Rede wert.«

»Wo denn?«

»Es liegt einige Stunden zurück. Da habe ich den Orlock geschnitzt.« Er schüttelte den Kopf. »Ich kann selbst nicht sagen, wie das passieren konnte, aber es ist nun mal geschehen.«

»Hat es stark geblutet?« fragte Suko.

»Ja, wieso?«

Mein Freund lächelte. »Ich wollte mich nur erkundigen, ob das Blut auch auf den Orlock gelaufen ist.«

»Sogar gespritzt. Die Figur war fast fertig. Ich habe sie dann abgewischt. Oder hast du etwas davon gesehen, Robby?«

»Nein. Nur später, da bin ich…«

»Was bist du?«

Wir erklärten es dem Schreiner, der uns anstarrte, als hätten wir ihn aufgefordert, freiwillig einen Arm in die laufende Kreissäge zu halten. »Das kann doch nicht wahr sein.«

»Leider ist es wahr.«

Er schüttelte den Kopf. »Mein Blut soll…«

»Ich weiß ja nicht, ob es Ihr Blut war. Das müßte eine Untersuchung ergeben.«

Er holte tief Luft und nahm einen Schluck Mineralwasser.

»Komisch war mir schon«, gab er zu, als er die Flasche wieder abstellte.

»Wieso?«

Er hob die Schultern. »Nun ja, ich habe ja immer in den letzten Jahren den Orlock geschnitzt. Da war nichts weiter bei. Aber diesmal hatte ich den Eindruck, als wollte mich jemand warnen.«

»Wer denn?«

Woody lachte verlegen. »Mein Gewissen. Das hört sich komisch an, aber es stimmt. Jedenfalls habe ich das so gesehen. Sie werden bestimmt darüber lachen.«

»Auf keinen Fall«, erwiderte ich schnell. »Was ich Sie fragen wollte: Wissen Sie noch etwas über den Orlock?«

»Er war scharf auf junge Mädchen, so erzählt es die Legende.«

»Mir geht es eigentlich um das Ende des Orlocks.«

»Das habe ich doch nicht miterlebt.«

»Klar, aber Sie kennen die Geschichte.«

Er winkte mit der nicht verletzten Hand ab. »Die kennt eigentlich jeder hier im Dorf. Man hat ihn gefangen. Es waren Fischer gewesen. Sie warfen Netze, dann packten sie ihn und warfen ihn in eine Gruft, die sie extra gebaut haben. Das war ein richtiges kleines Mausoleum. Es stand sogar außerhalb des Schlosses.«

»Ist das Grab inzwischen wieder geöffnet worden?« fragte ich.

Woody lachte. »Um Himmels willen, nein. Wer macht denn so etwas? Kein vernünftiger Mensch.« Er nahm wieder einen Schluck.

»Wie ich die Sache sehe, ist der Orlock längst vermodert. Verfault, nur mehr Knochen und Staub. Außerdem wurde das Mausoleum zwar nicht gerade zerstört, aber es hat in den letzten Jahren doch einiges abbekommen. Da geht auch keiner mehr hin. Das Ding ist ziemlich baufällig. Zumindest die Reste, die noch stehengeblieben sind.«

»Seinen Tod zu feiern, ist praktisch bei Ihnen im Ort ein Brauch geworden?«

»Genau. Zwar ein wenig pervers, aber so etwas gibt es eben. Wären sie drei Jahre früher erschienen, hätten sie noch die alte Hetty sprechen können. Sie hat als Kind den Orlock noch gekannt und sich vor ihm versteckt. Leider ist sie gestorben. Sie war die älteste Person hier in Trevose. Wissen Sie, hier ist ja nichts los. Hin und wieder mal ein Feuerwehrfest, das ist auch alles. So hat man sich dann den Todestag des Orlocks als Festtag ausgesucht.«

»Weshalb sind gerade die Kinder daran beteiligt?«

»Eigentlich ist das blöd. Aber man hat die Kinder immer mit dem Orlock in Angst versetzt. Wenn die Tage kürzer wurden und die

Kleinen nicht in die Wohnungen und Häuser wollten, haben deren Eltern stets mit dem Orlock gedroht. Das war der Schwarze Mann hier in Trevose. Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen.«

»Danke, das reicht uns auch.«

Woody hatte trotzdem noch eine Frage. »Was wollen Sie eigentlich hier?« fragte er. »Sind Sie wegen des Orlock gekommen?«

»Nein, wir wollten in die Schule.«

»Ach, auf das Schloß.«

»Genau.«

»Dazu haben wir keine Beziehungen. Das Schloß und seine Bewohner sowie das Dorf sind zwei verschiedene Welten.« Er lachte rauh. »Ist eigentlich komisch, daß sie dort oben meist junge Mädchen ausbilden, wo der Orlock so scharf auf sie gewesen ist.«

Wir sahen das Gespräch als beendet an, bevor es noch in eine Richtung lief, die mir gar nicht gefiel. Suko stand schon an der Tür.

Gemeinsam verabschiedeten wir uns von dem Schreiner.

Robby verließ mit uns die Werkstatt. »Kann ich jetzt nach Hause gehen?«

»Natürlich.«

»Gut.« Er lief davon.

Wir blieben stehen und schauten zum Schloß. »Es ist noch nicht spät«, sagte Suko. »Ich wäre dafür, daß wir dem Laden mal einen Besuch abstatten.«

»Vielleicht können wir dort sogar übernachten«, fügte ich noch hintergründig lächelnd hinzu…

***

Im Kamin flackerte das Feuer. Die tanzenden Flammen malten dunkle und helle Figuren auf das Holz der alten Möbel. Sie gaben dem Zimmer einen gemütlichen Schein, und als Arbeitsraum konnte man praktisch keinen besseren bekommen.

Das hatte auch Kenneth Dalton gedacht, Chef der Ausbildungsstätte. Ihm gefiel besonders der kleine Erkeranbau. Wenn er in ihm stand, hatte er jedesmal das Gefühl, in der Luft zu schweben. Durch die bis zum Boden reichenden Scheiben schaute er über das Dorf hinweg weit in die Landschaft hinein.

Er war froh, daß er seine Tochter auch untergebracht hatte. Nach dem Tod seiner Frau vor zwei Jahren hatte sich einiges verändert.

Zum Glück war das Angebot der Firma OMEGA gerade rechtzeitig gekommen. Im Haus besaßen er und seine Tochter Alexandra einen kleinen Wohntrakt. Kenneth Dalton gehörte zu den Menschen, deren Tag mehr als zwölf Stunden Arbeitszeit umfaßte. Am Abend hockte er auch noch in seinem Zimmer und brütete über neue Pläne nach.

Er war ein großer Mann. Der dichte Bart ließ ihn fast wie einen Bär

aussehen. Er wucherte um den Mund herum und wuchs ebenfalls auf der Oberlippe. Kenneth Dalton trug am liebsten Cordhosen und bequeme, weit geschnittene Hausjacken sowie dünne Pullover.

Krawatten band er nur zu offiziellen Anlässen um.

Hin und wieder hatte er seinen Platz hinter dem wuchtigen Schreibtisch verlassen, war in den Erker getreten und hatte durch das Fenster ins Tal hinabgeschaut. Das große Feuer war gut zu sehen gewesen. Auch Dalton kannte den Brauch, ihm gefiel es allerdings nicht, daß sich ausgerechnet seine Tochter unter die Dorfjugend gemischt hatte. Alexandra war ein hübsches Mädchen, die den Burschen da unten die Köpfe verdrehte. Aber er konnte sie nicht halten. Sie war volljährig. Was sollte er da noch alles sagen oder ändern?

Auch als es klopfte, war er in seinen Gedanken bei seiner Tochter.

Das »Come in« klang ziemlich unwirsch, und seine Stirn umwölkte sich, als er Miß Hastings, die Gouvernante, erkannte, die sein Arbeitszimmer betrat.

Die Frau war an die 40, ziemlich mager, immer sehr schick gekleidet, und das kurzgeschnittene Haar hatte sie aschgrau färben lassen. Da sie außerdem graue Kleider bevorzugte, lockerte sie die eintönige Farbgebung durch entsprechende Accessoires auf. An diesem Abend war es ein mit hellen Perlen besetzter breiter, roter Gürtel, der ihre Taille umspannte und die Frau noch schlanker erscheinen ließ.

Als sie eintrat, nahm sie die Brille mit dem weißen Gestell ab und ließ sie an einem Band um den Hals baumeln.

Dalton war aufgestanden. »Miß Hastings?«

»Ich möchte Sie sprechen, vorausgesetzt, ich störe nicht.«

»Nein, auf keinen Fall.« Dalton deutete zum Kamin. Dort standen zwei bequeme Sessel im schrägen Winkel zum Feuer. Man konnte durch eine Glasscheibe in die Flammen schauen und deren zuckendes Spiel beobachten. Auf Dalton erzielte dieses Spiel stets eine beruhigende Wirkung.

Auch wenn sich Miß Hastings apart kleidete und frisierte, eine Schönheit wurde sie nicht. Ihr Gesicht war einfach zu hart, zudem standen die Augenbrauen über den dunklen Pupillen ziemlich eng beisammen, so daß ihr Gesicht stets einen sehr strengen Ausdruck bekam.

Dalton hatte sich noch nicht gesetzt. »Darf ich Ihnen etwas zu Trinken anbieten?«

»Einen Cognac vielleicht.«

»Gern.«

Er kehrte mit zwei Schwenkern zurück. Einen drückte er der Frau zwischen die Finger. Sie nickte ihm zu und lächelte. »Wundern Sie sich, weshalb ich Sie zu dieser späten Stunde noch aufsuche?«

»Nein, nicht wegen der Zeit.«
»Es ist dringend.«
»Bitte, reden Sie.«
Sie nahm einen Schluck und sagte: »Es geht um die Stimmen, die ich wieder gehört habe, Mr. Dalton. Sie sind da.«
Kenneth lächelte spöttisch. »Haben Sie nicht gestern von einer Stimme gesprochen?«
»Das meine ich auch noch. Ich bin ein wenig nervös, entschuldigen Sie. Wie gesagt, ich habe die Stimme gehört. Sie fuhr wie ein Windhauch durch die Gänge, und sie berichtete mir von schrecklichen Taten, die derjenige vorhat…«
»Hören Sie doch auf, Miß Hastings…«
»Nein, Mr. Dalton. Die Stimme war da. Sie sprach von Mord. Sie will sich die Mädchen holen.«
»Die Stimme, wie?«
»Der Killer.«
»Den Sie nicht gesehen haben.«
»Aber gespürt.«
Dalton winkte ab. »Meine liebe Miß Hastings. Was meinen Sie, was ich alles spüre. Kommen Sie mir bitte nicht mit solchen Vermutungen. Sie steigern sich da in Dinge hinein, an die Sie selbst nachher noch glauben.«
»Ich habe die Stimme gehört.«
»Na und?«
»Mord, Mr. Dalton. Sie sprach von Mord!«
Kenneth Dalton lächelte spöttisch. »Eine Stimme, die nur Sie gehört haben.«
»Das weiß ich nicht.«
»Nennen Sie mir Zeugen, bitte. Holen Sie die Personen heran, die den Flüsterer gehört oder gesehen haben. Wenn Sie das schaffen, glaube ich Ihnen alles.«
»So leicht mache ich es mir nicht, Mr. Dalton. Vielleicht haben auch unsere Schüler das Flüstern und die Drohungen gehört. Nur haben sie sich nicht getraut, etwas davon zu erwähnen.«
»Eine Theorie.«
»Wie dem auch sei, Mr. Dalton«, sagte Miß Hastings steif. »Ich wollte Sie nur daran erinnert und gewarnt haben. In diesem Haus geht etwas Unheimliches vor, Mr. Dalton. Davon bringt mich niemand ab. Möglicherweise hängt es sogar mit der Vergangenheit dieses Hauses zusammen.«
»Wie meinen Sie das denn?«
»Haben Sie noch nie etwas von dem Orlock gehört?«
Dalton winkte ab. »Hören Sie auf mit diesen blöden Geschichten. Klar, ihm hat das Haus einmal gehört. Zufällig ist er seit hundert

Jahren tot. Haben Sie das vergessen?«

»Nein, aber ich habe auch die alte Geschichte im Dorf gehört. Sie erinnern sich jedes Jahr im Oktober an den Orlock. Das ist seine Zeit, Mr. Dalton. Da hat er gewütet, geschändet und getötet. Es waren immer junge Mädchen.« Miß Hastings legte den Kopf schief.

»Haben Sie eigentlich keine Angst um Ihre schöne Tochter, Mr. Dalton?«

Der Mann sprang auf. »Jetzt reicht es aber, Miß Hasting. Für mich ist das Gespräch beendet. Wenn Sie demnächst wieder mit mir reden, dann bitte über ein anderes Thema und dienstlich.«

Die Frau stand langsam auf. Im Stehen leerte sie den Schwenker.

»Sie werden sich vielleicht noch wundern, Mr. Dalton.«

»Und Sie auch.«

Miß Hastings hob die Schultern und schritt zur Tür. Sie hielt die Klinke schon in der Hand, als sie noch einmal den Kopf drehte und mit sehr leiser, beinahe flüsternder Stimme sagte: »Denken Sie an Ihre schöne Tochter, Mr. Dalton. Der Orlock wartet auf so etwas…«

Sie verschwand, bevor der Schulleiter noch etwas erwidern konnte.

Kenneth Dalton schaute auch noch gegen die Tür, als diese längst geschlossen war. Nach einer Weile hatte er seine Starrheit überwunden und schüttelte den Kopf. »Was weißt du denn schon, du alte Pute«, sagte er leise, »was weißt du denn schon? Gar nichts, überhaupt nichts. Du bist so ahnungslos…« Durch die Nase holte er Luft, drehte sich abrupt um und ging dorthin, wo es eine Lücke zwischen den mit Regalen gefüllten Büchern gab und nur die hölzerne, bräunlich matt glänzende Rückseite zu sehen war.

Sie paßte sich haargenau an, aber sie war etwas Besonderes.

Kenneth Dalton drückte gegen zwei bestimmte Punkte an der Wand. Lautlos kippte die Platte über die Querachse.

Eine dunkle Öffnung tat sich auf, aus der dem Schulleiter kühl entgegenwehte.

Einen Moment wartete er noch, dann schob er seinen Kopf vor und rief einen fragenden Satz in den tiefen Schacht hinein.

»Bist du da, Orlock…?«

Ein Echo folgte, danach ein leises Lachen.

Kenneth Dalton wußte Bescheid. Er nahm den Kopf wieder zurück und schloß die Klappe. Dabei lag in seinen Augen ein kalter Glanz…

***

Miß Hastings merkte den genossenen Cognac. Sie trank an sich so gut wie nie Alkohol, aber den letzten Schluck hatte sie einfach zu hastig genommen, so war die Hitze in ihr Gesicht gestiegen und hatte die Wangen gerötet. Hinzu kamen der Ärger und die Angst.

Ja, sie hatte Furcht, denn sie glaubte fest daran, daß etwas Böses

durch die Räume und Gänge des Schlosses geisterte.
Das Böse besaß einen Namen.
Orlock!
Sie schüttelte sich, als sie daran dachte. Orlock war gefährlich, er tötete, obwohl er tot war, aber sein Geist hatte überlebt. In den Nächten, als sie wach im Bett gelegen hatte, da hatte sie ihn gehört.
Das schwere Seufzen, das böse Flüstern und das unheimliche Ächzen innerhalb der Gänge und Zimmer.
Orlock hatte ein ideales Umfeld für seine Untaten gefunden, denn neunzig Prozent der Auszubildenden waren Mädchen.
Schülerinnen, die auf ihren späteren Beruf bei OMEGA vorbereitet werden sollten. Sie wurden über einen Zeitraum von vier Wochen im Schloß geschult und lebten unter internatsähnlichen Bedingungen. Die Zimmer lagen in den unteren Stockwerken. Sie waren groß und relativ komfortabel eingerichtet. Zwei Schülerinnen teilten sich jeweils ein Zimmer, in dem auch ein TV-Gerät stand.
Vier Wochen reichten. Länger durfte nicht geschult werden, dann bekamen einige einen Lagerkoller.
Gegen Abend hörten die Mädchen Musik. Sie klang durch die breiten Gänge, wenn die Türen offenstanden. Bis zum Dinner mußte gearbeitet werden, danach war Freizeit.
Clara Hastings ging die Treppe hinab. Schülerinnen kamen ihr entgegen. Sie waren locker gekleidet, bunte Strumpfhosen, knappe Shirts, unter denen sich verdammt frauliche Figuren abzeichneten.
Locker fielen die Haare. Manche auch von Stirnbändern gehalten, denn die Mädchen kamen aus dem Keller, wo sich die Sport-Anlagen befanden. Das Schloß verfügte nicht nur über ein Schwimmbad, es konnte auch Squash gespielt werden. Auch Home-Trainer und ähnliche Gerätschaften hielten die Mädchen fit.
Die Hastings wurde angelacht. »Wollen Sie nicht auch mal Squash spielen?«
»Nein, danke.«
»Wäre aber nicht schlecht.«
»Wir sprechen uns morgen wieder, Kate«, sagte die Hastings.
»Ihre Arbeit war nicht besonders.«
»Ein Reinfall?«
»Fast.« Die Hastings ließ beide Mädchen stehen und ging weiter.
Auf ihren Lippen lag ein verbissenes Lächeln.
Sie wußte genau, daß man sie nicht mochte. Ihre Art kam einfach nicht an. Außerdem war sie kein sportlicher Typ. Daß sie in der Schule noch als Gouvernante geführt wurde, trug auch nicht dazu bei, von einem modernen jungen Menschen akzeptiert zu werden.
Verheiratet war die Hastings nie gewesen. Sie hatte auch keinen Mann vermißt und ging ganz in ihrer Arbeit auf.

Am Abend legte sie sich früh nieder und stand am Morgen ebenso früh wieder auf.

Zum Glück hatte die Wirkung des Alkohols nachgelassen. Sie war zwar nicht völlig verschwunden, aber die Hitze lag nicht mehr auf ihrem Gesicht.

Miß Hastings atmete auf, als sie die Zimmertür hinter sich geschlossen hatte. Sie lehnte sich gegen die Wand und wischte über ihr Gesicht. Rechts stand die Tür zum Bad offen. Man hatte die Bäder und Duschen nachträglich eingebaut. Einige Räume waren ziemlich klein, ihres allerdings größer.

Miß Hastings überlegte, ob sie noch ein Bad nehmen sollte. Sie ließ es bleiben. Wenn sie aufstand, wollte sie unter die Dusche steigen, jetzt wurde es Zeit, sich ins Bett zu legen.

Zum Glück war der Raum groß, sonst hätte ein sensibler Mensch wegen der Holzverkleidung an Decke und Wänden noch Platzangst bekommen können. Ein Schreibtisch stand ebenfalls im Zimmer. Er hatte seinen Platz vor dem großen Fenster gefunden, das bis zum Boden reichte.

Als Schreibtischstuhl diente eine sesselartige Sitzgelegenheit aus hellem Leder und Stahlrohr..

Die Hastings ließ sich auf den Sessel fallen und preßte beide Hände gegen das Gesicht. Ein Zucken lief über ihre Lippen, als sie an der rechten Schreibtischseite eine Schublade aufzog. Dort hielt sie etwas versteckt, von dem nur sie etwas wußte. Sie holte die Flasche Whisky auch nur in Notfällen hervor.

Das war so ein Notfall.

Nur wenig war getrunken worden. Sie zog den Korken hervor und lachte plötzlich leise. Wer sie jetzt von den Lehrern oder Schülern beobachtet hätte, wäre vom Glauben abgefallen. Eine whiskytrinkende Clara Hastings, das konnte es nicht geben.

Aber der Notfall mußte so behandelt werden.

Sie nahm einen kräftigen Schluck, verzog das Gesicht und stellte die Flasche wieder auf den Schreibtisch. Tief atmete sie durch. Ihr Gesicht nahm wieder Farbe an. Sie schüttelte den Kopf und holte tief Luft. Wie das Zeug brannte, aber es tat gut.

Die Lehne ließ sich verstellen. Clara Hastings drückte sich zurück.

Für eine Weile schloß sie die Augen und hatte dabei das Gefühl, allmählich wegzufliegen. Hinein in eine Unendlichkeit, wo jemand auf sie wartete.

Der Orlock!

Dieser Gedanke quälte sie wie ein schriller Schrei. Verdammt auch. Wegen des Orlock ging es ihr so mies. Sie wußte, daß es ihn gab. Sie hatte seine Stimme gehört, sein gemeines Flüstern. Er lauerte zwischen den Mauern und wartete auf Opfer.

Mädchen gab es genug.

Die Hastings verzog die Lippen. Der Orlock war gefährlich, er war ein brutaler Killer, den auch das Grab, in das man ihn gesteckt hatte, nicht halten konnte.

Der Orlock war grausam und mordgierig. Er schaffte alles aus der Welt, was sich ihm in den Weg stellte. Vor hundert Jahren als Schänder bekannt, hatte er irgendwie überlebt und würde zurückkommen. Sie wußte es, und wahrscheinlich war sie die einzige in der Schule, die das Geheimnis des Orlocks kannte.

Sie hatte Kenneth Dalton einweihen wollen. Er jedoch hatte sie ausgelacht. Man wollte ihr nicht glauben, aber die Leute würden sich wundern, wahrscheinlich schon in dieser Nacht.

Clara Hastings nahm noch einen Schluck und stierte durch das Fenster. Die Scheibe kam ihr vor wie ein gewellter Glasbogen, der sich ständig veränderte. Dahinter und in der Ferne schimmerten einige Lichter. Die Häuser gehörten noch zu Trevose, das in einer breiten Talschüssel eingebettet lag.

Der Orlock war nicht tot!

»Nein!« flüsterte sie. »Ich habe ihn gehört. Nur er kann so grausam lachen. Es gibt ihn. Er wird durch das Haus spuken und sich die Opfer holen. Der Orlock lebt, das weiß ich genau. Er ist ein… ein…« Ihre weiteren Worte gingen in einem unverständlichen Murmeln unter. Der Kopf sank nach vorn, eine bleierne Müdigkeit überfiel sie, der genossene Alkohol zeigte seine Wirkung.

Miß Hastings schlief ein.

Es waren keine Stunden, die sie verschlief, vielleicht nur Minuten, jedenfalls hatte sie jegliches Zeitgefühl verloren, als sie wieder erwachte.

Sie schreckte hoch, öffnete die Augen, schaute sich um und sah zunächst einmal nichts.

Alles war dunkel.

Ihr Kopf brummte. Es fiel ihr schwer, einen Gedanken zu fassen, und als es soweit war und die Erinnerung zurückkehrte, durchfuhr sie ein heißer Schreck.

Etwas war geschehen, war anders. Sie überlegte noch, und plötzlich wußte sie Bescheid.

Es hing mit dem Licht zusammen.

Als sie eingeschlafen war, hatte es noch gebrannt. Jetzt war es verloschen.

Durch die Nase holte sie Luft. Vor ihr in der dicken Wand stand der Umriß des Fensters wie ein blauer Schatten, der an seiner Unterseite mit dem Boden verschmolz. Eine düstere Nacht lag über dem Land. Mond und Sterne gaben so gut wie kein Licht ab.

Die Welt um das Schloß herum sah aus wie ein dunkelgraues

Gemälde.
Hatte sie das Licht doch gelöscht, ohne es zu merken? Clara Hastings dachte darüber nach, und sie zermarterte sich auch das Hirn dabei, aber sie kam zu keinem Resultat. Eigentlich war sie sicher, daß das Licht bei ihrem Einschlafen gebrannt hatte.
Sie stand auf.
Dabei stemmte sie beide Hände auf die mit weichem Leder überzogenen Sessellehnen. Es war ein völlig normaler Vorgang, der für sie ganz andere Dimensionen bekam, als etwas Kühles ihren Nacken streifte und sie zusammenzucken ließ.
Ein kühler Hauch, wie ein Atem.
Sie bekam Angst, traute sich nicht, den Sessel zurückzuschieben und sich umzudrehen. Statt dessen hörte sie in ihrem Rücken und aus der Dunkelheit des Zimmers das leise Lachen und gleichzeitig verbunden mit einem flüsternden Befehl.
»Bleib nur so hocken! Bleib nur so…«
Die Hastings nickte, ohne daß sie es eigentlich wollte. Sie ahnte, wer da zu Besuch gekommen war, dennoch fragte sie nach. »Wer sind Sie, Mister?«
»Weißt du das nicht?«
»N… nein …«
»Der Orlock ist da. Ja, der Orlock…« Die Stimme veränderte sich und verfiel in einen leisen Singsang. »Kennst du nicht das Lied? Dreht euch nicht um, denn der Orlock geht herum…« Er lachte.
»Ich habe es an diesem Abend wieder gehört. Die Kinder haben es gesungen. Sie waren so begeistert und hatten auch keine Angst. Dreht euch nicht um…« Er lachte wissend und schrill. »Sie hätten es machen sollen. Ja, sie hätten es machen sollen. Dann hätten sie mich gesehen.«
»Nein!« hauchte die Hastings. »Ich will Sie hier nicht haben. Gehen Sie. Gehen Sie weg…«
»Aber wieso denn? Ich bin extra zu dir gekommen. Du wußtest, daß ich lebe, Clara. Du bist etwas Besonderes, weißt du das? Andere sollten sich nicht umdrehen, du darfst es aber. Los, dreh dich um. Tu uns den Gefallen. Dreh dich um!«
»Nein!«
»Soll ich dich zwingen?«
Miß Hastings stand gebückt da und warf den Kopf zurück. In ihrem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Mein Gott, dachte sie.
Weshalb kommt denn keiner und hilft mir? »So helft mir doch, verdammt. Kommt her und helft mir.«
»Ich bin hier, Clara. Los, dreh dich um! Es wird niemand kommen und uns bei unserem Rendezvous stören. Niemand, Clara, glaub mir das. Wir sind allein. So allein, wie ich es früher immer gewesen bin, wenn ich sie mir holte.«

»Wen hast du dir geholt?«

»Die Mädchen. Sie kamen alle zu mir. Ich hatte etwas Geheimnisvolles an mir, das lockte sie an. Und heute sind sie wieder da. Ich brauchte nur noch zuzugreifen.«

»Aber du bist tot!« rief sie.

»Bin ich das wirklich? Hast du mich nicht schon des öfteren lachen gehört? Du wußtest Bescheid, jetzt gebe ich dir die Chance, mich ansehen zu können. Dreh dich um, Clara Hastings. Du darfst es! Dreh dich um!«

»Und wenn ich nicht will?« Sie sprach stockend.

»Dann zwinge ich dich. Das wird schlimmer!«

Clara Hastings überlegte. Sie befand sich in der Hand dieses Menschen. So oder so. Also spielte es eigentlich keine Rolle. Wenn sie ihm gegenüberstand, konnte sie ihn vielleicht besser ausrechnen und unter Umständen auch fliehen.

Ihr fiebernder Blick glitt über die Schreibtischplatte. Da lag nichts, das sie als Waffe hätte gebrauchen können. Nicht einmal ein Brieföffner, den hatte sie in einer der Schubladen verschwinden lassen.

Verdammter Ordnungsfimmel!

Bei der Drehung schabte sie mit dem linken Oberschenkel am Schreibtischrand entlang. Sie empfand die Berührung des spitzen Rands wie das leichte Kitzeln einer Messerklinge.

Er war da!

Sie sah ihn. Er stand breitbeinig vor ihr. Ein kompakter Schatten, mit abgespreizten Armen. Von seinem Gesicht war nicht viel zu erkennen. Es sah nur heller aus als der übrige Teil des Körpers, wie auch seine Haare, die strohig den Kopf bedeckten.

»Jetzt siehst du mich!« flüsterte er mit einer Stimme, die Clara Hastings noch mehr Angst einjagte. »Und du wirst mich gleich besser sehen.« Er bewegte sich etwas zur Seite und ging dorthin, wo das etwas hellere schwache Nachtlicht als grauer Streifen in den Raum fiel und sich sogar auf dem Boden abzeichnete.

In seiner rechten Hand blinkte etwas. Die Hastings erkannte nicht genau, was er hielt, aber sie wußte um die Geschichte des Orlocks.

Früher hatte er seine Opfer stets mit einem Messer getötet, und wahrscheinlich hielt er die Klinge auch fest.

Jetzt hob er den Arm, drehte die Hand, und die Klinge machte die Bewegung mit. »Siehst du sie?« hauchte er. »Siehst du das Messer? Es ist wichtig. Ich habe es früher auch genommen, und es hat die langen Jahre überlebt. Jetzt kommt es wieder zu seinem Recht. Du bist die erste, andere werde ich mir noch in dieser Nacht holen. Schloß Orlock soll wieder mir gehören.«

»Sie wollen mich töten?«

»Was hast du denn gedacht?« erwiderte er höhnisch. »Ja, ich werde dich töten. Du kommst in meine Sammlung, wie all die anderen, die ich mir aufbewahrt habe…«

»Nein, ich…«

Die nächsten Worte erstickten. Mit einer kaum erkennbaren Handbewegung hatte der Orlock das Rasiermesser geschleudert, und er konnte verdammt gut zielen.

Clara Hastings konnte nicht mehr ausweichen, das durch die Luft rasende Messer war einfach zu schnell und zielgenau geschleudert worden.

Clara Hastings spürte den brennenden, alles verzehrenden Schmerz an ihrer Kehle. Sie wankte zurück, drückte den Stuhl vor, der vom Schreibtisch aufgehalten wurde, und Clara Hastings fiel wie eine Puppe zur rechten Seite hin weg.

Auf dem Teppich blieb sie als Tote liegen…

***

Der Orlock hatte das Messer wieder an sich genommen. Er brauchte kein Licht, die Dunkelheit war sein Beschützer, als er auf leisen Sohlen durch den Raum schlich, auf das Fenster zuging und es öffnete.

Er schaute nach draußen und sah ein Fahrzeug, das sich den Weg hoch zum Schloß schob. Die gelben Augen der Scheinwerfer warfen ein breites, helles Band gegen das Mauerwerk.

Der Orlock zog sich zurück und schloß das Fenster wieder. Er war etwas unruhig geworden. Dieser Besuch paßte ihm nicht. Wer kam denn noch so spät?

Er zog sich wieder zurück und beschloß, vorsichtig zu sein. Irgendwie hatte er das Gefühl einer inneren Warnung bekommen, aber auch durch den Besuch wollte er sich in seinem Vorhaben nicht beirren lassen. Zunächst mußte die Leiche weggeschafft werden.

Orlock lachte. Für andere wäre dies ein Problem gewesen. Nicht aber für ihn, der sich in seinem Schloß hervorragend auskannte und genau über die geheimnisvollen Gänge Bescheid wußte.

Aus einem dieser Gänge war er schließlich erschienen. Seine Öffnung befand sich an der Holzwand. Als Ausstieg hatte der Orlock sie benutzt, jetzt nahm er sie als Einstieg.

Die Leiche hob er an. Es bereitete ihm keine Schwierigkeiten. Über die Schulter wuchtete er die Tote, ging auf das viereckige Loch zu und streckte seinen Kopf hinein.

Aus der Tiefe wehte es ihm kalt entgegen, aber er sah auch den Schatten des Seils, das von oben nach unten lief und erst in den düsteren Gewölben endete.

Genau dort, wo die Gräber lagen…

Der Orlock packte zu. Geschickt wie der Glöckner von Notre Dame

schwang er sich in den Schacht. Auf seiner Schulter lag die Tote. Sie rutschte auch nicht herab, als sich der Orlock in die Tiefe gleiten ließ. Diesen Weg kannten nur die wenigsten, vielleicht keiner außer ihm. Aber bald würden ihn viele kennenlernen. Nur konnten sie nichts mehr verraten, weil sie dann tot waren.

Der Orlock schloß die Klappe hinter sich und jagte durch die Finsternis wie ein Gespenst…

***

Wir hatten fast bis direkt an die Schloßmauer heranfahren können.

Die letzten Schritte waren wir gelaufen. Wie es sich gehörte, führte eine Freitreppe hoch zum Eingang, über dem, im Vergleich zu seiner Größe, nur eine trübe Lampe leuchtete.

Ihr Licht traf auch eine Schrift über dem Eingang.

Suko holte die Lampe hervor und leuchtete die Buchstaben an.

»Ach nee«, sagte er nur.

Auch ich war überrascht.

Einen Namen lasen wir, der uns verflixt bekannt vorkam: OMEGA Es war der Name eines internationalen Konzerns, der vor allen Dingen in der chemischen Industrie Akzente setzte. Vom Waschmittel über die Pille bis zum Gartendünger wurde so ziemlich alles hergestellt. Der Konzern besaß mehrere Niderlassungen, auch in Übersee, und ich dachte auf einmal wieder an den zerstörten Wald. Wir hatten nicht gewußt, wer dafür die Verantwortung trug.

Konnte es möglich sein, daß OMEGA dahintersteckte?

Suko quälten die gleichen Gedanken wie mich. Er meinte: »John, mir scheint, wir haben einen Teil der Lösung gefunden.«

»Kann sein.«

»Nur bin ich mal gespannt, ob dieser Boß überhaupt etwas weiß oder zugibt.«

»Letzteres bestimmt nicht.«

»Bleibt es bei unserem Plan?«

»Sicher, wir werden auf den toten Professor zu sprechen kommen.« Ich war schon unterwegs und schritt die breiten Stufen hinauf. Es war mittlerweile 21.00 Uhr geworden, eine noch christliche Zeit für einen Besuch in der Schule.

Ich klingelte und wartete voller Spannung auf eine Reaktion.

Sie erfolgte durch den Lautsprecher der Sprechanlage. Eine Männerstimme fragte nach unserem Begehr.

»Wir hätten gern Mr. Dalton gesprochen!«

»Um diese Zeit?«

»Ja.«

»Wer sind Sie?«

Ich nannte meinen Namen und die Berufe. Danach war es erst einmal

still. »Sind Sie noch da?« fragte ich.

»Ja, ich werde Mr. Dalton Bescheid geben.«

»Darum bitten wir.«

Suko grinste schief. »Bin mal gespannt, ob der sich tatsächlich auf etwas einläßt.«

»Er wird uns schon nicht abweisen. Es sei denn, er möchte sich gern selbst verdächtig machen.«

»Stimmt auch wieder.«

In der Tat wurden wir eingelassen. Nach dem Summen drückte Suko die Tür auf. Wir fanden uns in einer großen Halle wieder, sahen den offenen Kamin, die zahlreichen Sessel, die Teppiche, kleine Tische und zwei große Treppen, die von verschiedenen Seiten in die Höhe liefen und sich dann trafen.

Ein Hausmeister kam auf uns zu. Er trug einen grauen Kittel. Auf dem Kopf wuchs kein einziges Haar mehr. Mit einem etwas verlegenen Grinsen bat er uns, Platz zu nehmen.

»Dauert es lange?« fragte ich.

»Nein, Mr. Dalton hat zwar noch gearbeitet, wie er mir versicherte, aber er wird gleich kommen. Kann ich etwas für Sie tun? Möchten Sie vielleicht einen Whisky?«

»Danke, nein.«

»Dann bitte. Ich gehe jetzt.«

Wir ließen uns in einer Sitzgruppe nieder. Es war nicht still, wie man es eigentlich in einem solchen Gebäude hätte erwarten können.

Aus den oberen Etagen hörten wir Musik, mal schlug eine Tür, dann vernahmen wir helle Mädchenstimmen.

Suko nickte und meinte sarkastisch: »Genau die richtige Umgebung für den Orlock.«

»Sei ja ruhig.«

Es verrannen Minuten. Einmal läutete das Telefon. In unserer Nähe wurde nicht abgehoben, irgendwo anders im Haus. Auch von den Mädchen sahen wir nichts. Wir hörten sie nur immer wieder.

Ich hatte mir eine Zigarette angezündet, schaute den blaugrauen Rauchwolken nach und dachte über gewisse Dinge nach, die eigentlich nur einen Namen trugen.

OMEGA Es war nicht zu fassen. Sollte dieser Konzern, der schon Riesengewinne machte, sich tatsächlich für das Waldsterben verantwortlich zeigen?

Bisher hatte es noch keinen Skandal um OMEGA gegeben. Jedenfalls war mir aus den Zeitungen nichts bekannt. Das hatte nichts zu sagen. Da konnten gewisse Leute auch im Geheimen einiges planen.

Leider fehlten uns die Beweise.

Ein summendes Geräusch unterbrach meine Gedanken. Wir schauten gegen eine Wand, wo sich plötzlich eine graue Stahltür zur Seite

schob. Ich mußte lächeln. Hinter der Tür hatte sich eine Liftkabine verborgen gehabt. Früher war der Schloßherr über die große Freitreppe in der Halle erschienen, heutzutage kam er mit dem Lift.

Ich hatte ihn mir eigentlich als smarten Manager vorgestellt und nicht wie er tatsächlich war. Dalton machte auf mich den Eindruck eines etwas behäbigen Mannes. Er trug einen Vollbart und war so gekleidet, als hätten wir ihn bei einer besinnlichen Stunde am Kamin gestört. Fehlte nur noch die Pfeife zwischen seinen Lippen.

Suko und ich hatten uns erhoben. Kenneth Dalton lächelte, begrüßte erst Suko, dann mich, stellte sich noch einmal vor und schob einen Sessel herbei.

»Sie sind also von der Polizei«, stellte er beim Zurücklehnen fest.

»Scotland Yard.«

Er legte die Stirn in Falten. »Daß Sie sich in diese Gegend hier verirren.«

»Sorry, Mr. Dalton, aber wir haben uns nicht verirrt.«

»Nicht?«

»Nein, wir kamen aus einem bestimmten Grund. Ich weiß nicht, ob Sie es schon vernommen haben, aber in London wurde jemand umgebracht, den Sie kennen müssen, denn er hat als freier Mitarbeiter für den Konzern Omega gearbeitet.«

Er lachte leise. »Mein lieber Mr. Sinclair, wissen Sie eigentlich, wie viele Mitarbeiter Omega beschäftigt?«

»Ich kann es mir vorstellen.«

»Es sind auf der ganzen Welt Zehntausende.«

»Das glaube ich Ihnen, nur ist der Tote ein besonderer Mann. Er stand nicht ganz hinten im Glied. Das Gegenteil ist der Fall. Zudem hat er Sie häufiger besucht.«

»Wer ist es denn nun?«

Ich überließ Suko die Antwort. »Es ist Professor van Dyken.«

Der Blick des Managers änderte sich. Er wurde plötzlich starr.

»Ach, was Sie nicht sagen.«

»Wir lügen nicht. Van Dyken wurde tatsächlich umgebracht. Man erstach ihn in seinem Haus.«

»Und Sie suchen seinen Mörder?«

»So ist es.«

Dalton beugte sich vor. »Weshalb kommen Sie dann zu mir?«

»Jeder Mensch hinterläßt in seinem Leben gewisse Spuren, Mr. Dalton. So auch der Professor. Wir erfuhren, daß er sich häufiger hier auf der Burg oder dem Schloß oder in der Schule aufgehalten hat. Entspricht das den Tatsachen?«

»Ja.«

»Wunderbar, dann kommen wir der Sache schon näher. Was hat er hier getan? Gelehrt?«

»Auch.« Die Antwort kam zögernd. Ich hatte das Gefühl, als würde Dalton lügen.

»Er war Naturwissenschaftler«, sagte Suko. »Bilden Sie hier Chemiker oder Physiker aus?«

»Nein, die Mädchen hier werden im Fach Informatik geschult, um später die entsprechenden Positionen in den einzelnen Filialen des Konzerns bekleiden zu können. Sie gehören nicht zur Elite. Ich möchte mal so sagen. Sie bewegen sich auf der mittleren Ebene des Managements, müssen aber noch selbst mit anfassen und vor den Bildschirmen sitzen.«

»Dann verstehe ich nicht, was der Professor hier tat.«

Dalton lächelte maliziös und blickte Suko dabei an. »Nun ja, der Professor ist öfter hierhergekommen, um sich zu erholen und auch in Ruhe über etwas nachzudenken oder auszurechnen. Er hatte genügend Probleme, wie Sie sich vorstellen können. Er war ein geachteter Mann und wird sicherlich einmal Nobelpreisträger…«

»Entschuldigen Sie«, unterbrach ich ihn. »Wenn ich mich erholen will, fahre ich nicht in eine Schule. Sie haben hier junge Mädchen, die sind verdammt schwer zu hüten.«

»Stimmt.«

»Und trotzdem ist van Dyken gekommen?«

»Denken Sie mal anders, Mr. Sinclair. Vielleicht hat es ihm auch Spaß gemacht, in einer Umgebung zu arbeiten, die sehr jung ist.«

»Das hätte er auf der Universität auch haben können«, widersprach ich.

»Da stand er unter Kontrolle.«

Allmählich begriff ich. »Wollen Sie vielleicht damit andeuten, daß Professor van Dyken in seinem Alter noch den Anblick junger Mädchen sehr mochte?«

»So ähnlich.«

»Sind es Schülerinnen oder Callgirls?« fragte Suko sehr direkt, und Dalton stieg die Zornesröte ins Gesicht.

»Was erlauben Sie sich?«

»Ich reagiere nur auf Ihre Andeutungen.«

»Nein, so ist das nicht. Der Professor hat keine angerührt. Er schaute ihnen nur zu, wenn sie schwammen oder turnten…«

»Und duschten«, ergänzte ich.

»Das kann ich nicht bestätigen. Jedenfalls liebte er die jungen Körper. Meine Güte, die Menschen sind so vielfältig und vielschichtig. Jeder hat sein Hobby.«

Ich verzog den Mund. »Hobby ist gut.«

»Es ist ja nichts Schlimmes passiert. Der Professor war ein Gentleman.«

»Lassen wir das Thema«, sagte ich. »Sie wissen nicht zufällig, was er

für Omega getan hat, an welchen Dingen er arbeitete? Welche Aufträge man ihm gab?«

»Nein, da bin ich überfragt. Wir haben auch über dienstliche Dinge nicht gesprochen. Wenn er etwas tat, hockte er hinter seinem Schreibtisch und beschäftigte sich mit naturwissenschaftlichen Problemen. Er war ein großer Theoretiker, wie mir schien, ein Forscher und auch irgendwie besessen von dem Drang, über gewisse Grenzen hinwegzuspringen.«

»Gen-Technologie?« fragte Suko.

»Ich glaube.«

»Aber Sie wissen nichts«, faßte ich zusammen und bekam mit, wie der Mann die Schultern hob.

»Nein, leider nicht. Ich hätte Ihnen gern geholfen, aber ich kann mir ja nichts aus den Fingern saugen.«

»Das würden wir Ihnen auch übelnehmen.«

»Schade, meine Herren, daß Sie die lange Reise umsonst unternommen haben.«

»Ach nein«, sagte ich schnell, weil ich sah, daß Dalton aufstehen wollte. »So ganz umsonst war die Reise nicht. Es gäbe da schon noch etwas zu klären.«

»Was denn?«

»Orlock!«

Er starrte mich an, dann Suko. »Wieso?« fragte er leise. »Was hat denn diese alte Geschichte mit dem Professor zu tun?«

»Vielleicht nichts«, erwiderte ich. »Aber im Ernst, Mr. Dalton, ist sie tatsächlich so alt?«

»Ja, der Orlock ist vor gut hundert Jahren gestorben. Das wird man Ihnen überall sagen. Gerade in dieser Nacht wird seine Vernichtung wieder gefeiert. Es ist halt so Brauch geworden.«

»Der Orlock war gefährlich, nicht?«

»Ja, er lockte junge Mädchen auf sein Schloß und brachte sie um. Die Leichen soll man nie gefunden haben.«

»Und jetzt leben wieder junge Mädchen hier.«

Dalton grinste uns kalt an. »Nur eines ist anders, und zwar entscheidend. Der Orlock ist tot. Er liegt irgendwo in einer Gruft und muß längst zu Staub zerfallen sein. Vielleicht finden Sie noch ein paar Knochen.«

»Wir waren in der Gruft«, sagte ich.

»Dann haben Sie das von mir Beschriebene ja gesehen.«

»Die Gruft war leer«, erklärte Suko.

»Wieso?« schnappte Dalton.

»Wir fanden weder Knochen noch Asche oder Überreste des Sarges. So, jetzt sind Sie an der Reihe, Mr. Dalton. Was sagen Sie dazu? Ach so, die Gruft stürzte nur ein, als wir uns in ihr befanden. Wir konnten

soeben noch entwischen.«

»Sie sehen mich geschockt.«

»Das können wir uns vorstellen.«

Dalton schüttelte den Kopf. »Was soll ich dazu sagen? Ich hätte nur eine Frage. Welcher Grund hat Sie überhaupt in die Gruft geführt, Gentlemen?«

»Wir bekamen einen Tip und hörten von der Geschichte des Orlocks. Das interessierte uns als Polizisten natürlich.«

»Verständlich.«

»Es passierte aber noch mehr«, sagte ich. »Wir verfolgten den Zug der Kinder und Jugendlichen zum Feuer. Wir sahen zu, wie sie eine Figur an den Pfahl banden und wie sie dann versuchten, den Orlock zu foltern. Sie schnitten in das Holz hinein. Das werden Sie bestimmt wissen, wenn Ihnen der Brauch bekannt ist.«

»Natürlich.«

»Plötzlich blutete die Figur. Das heißt, der rote Lebenssaft rann aus der Schnittstelle. Können Sie sich vielleicht darauf einen Reim machen, Mr. Dalton?«

Er schaute uns an, als hätten wir ihn belogen. »Das glauben Sie doch nicht selbst, was Sie da…«

»Wir waren immerhin Zeugen. Wenn Sie wollen, gehen Sie ins Dorf und schauen sich die Figur an. Sie hängt wahrscheinlich noch in der Fesselung. Ein sehr ungewöhnlicher Vorgang.«

»In der Tat.« Dalton schüttelte den Kopf. »Da hat sich doch bestimmt jemand einen Scherz erlaubt.«

»Nein, das war echt.«

»Unmöglich. Wie kann eine Figur aus Holz bluten?«

»Sie kann es, wenn Schwarze Magie im Spiel ist«, antwortete Suko trocken.

Die Augen des Managers nahmen einen erstaunten Ausdruck an.

»Glauben Sie an diesen Kram?«

»Ja.«

»Aber ich nicht.« Er lachte unecht. »Wenn mir eine alte Frau aus dem Dorf so etwas erzählt hätte, okay, dafür hätte ich noch Verständnis gehabt, aber nicht Sie als realistisch denkende Menschen. Sie sind Polizisten und müssen sich an die Tatsachen halten.«

»Das Blut in der Figur war eine Tatsache, Mr. Dalton.«

»Sie werden den wahren Grund sicherlich im Bereich der Realität finden. Wie gesagt, ich glaube nach wie vor an einen Scherz. Allmählich überkommt mich der Eindruck, daß Sie keine Polizisten sind.«

Wir zeigten ihm unsere Ausweise.

»Um so schlimmer«, kommentierte er, als er uns die Dokumente zurückgab. »Um so schlimmer.«

»Wir sehen es eben anders. Tut mir leid«, sagte ich. »Und wir möchten auch noch nicht gehen, denn wir wissen, daß Ihre Tochter hier ebenfalls wohnt. Könnten wir mit ihr sprechen?«

»Mit Alexandra?«

»Haben Sie noch mehr Töchter?«

»Nein, das nicht. Aber wieso?«

»Liegt sie bereits im Bett?« fragte Suko.

Dalton schaute auf die Uhr. »Nicht um diese Zeit. Nur verstehe ich nicht, was Sie von Alexandra wollen?«

»Bitte, seien Sie kooperativ und geben Sie ihr Bescheid. Es ist ja genügend Platz hier unten.«

Kenneth Dalton holte tief Luft, hob dann die Schultern und stemmte sich aus dem Sessel. »Eigentlich tue ich das nur unter Protest, aber ich möchte mir die Polizei nicht zum Feind machen.«

»Ist auch besser«, sagte Suko.

Dalton ging zum Telefon. Erklärend fügte er hinzu, daß jedes Zimmer mit einem Hausanschluß versehen war. Er tippte zwei Nummern und wartete ab. Da es still in der Halle war, hörten wir das Geräusch, als der Ruf durchging.

Niemand hob ab.

»Sie ist nicht da«, sagte Dalton. »Tut mir leid.«

»Versuchen Sie es woanders. Uns hat sie erzählt, daß sie zum Schloß gehen wollte.«

»Junge Mädchen reden viel.«

»Hat sie eine Freundin?«

»Ich versuche es woanders.«

Auch jetzt wurde nicht abgehoben. Auch bei der dritten und vierten Nummer nicht. Dalton schüttelte den Kopf, als er zu uns zurückkam. Auf seiner Stirn lag ein feiner Schweißfilm. »Das verstehe ich nicht. Keines der Mädchen scheint in seinem Zimmer zu sein.«

»Wo könnten sie denn stecken?«

»Vielleicht in der Schwimmhalle.«

»Die gibt es hier?« fragte Suko.

»Ja, in den alten Gewölben. Die Firma hat hier einiges getan und bauliche Veränderungen vorgenommen. Dort befinden sich auch die anderen Sport- und Fitneßräume.«

Ich war schon aufgestanden und überlegte, ob ich den Mantel überstreifen sollte, entschied mich dagegen und ließ ihn über der Rückenlehne hängen.

»Wollen Sie jetzt gehen?«

»Nein, Mr. Dalton. Uns interessieren nun mal alte Schlösser. Besonders dann, wenn Sie jemand hat umbauen lassen. Ich wäre dafür, wenn Sie uns die Räume mal zeigen.«

Er sah so aus, als wollte er ablehnen. Schließlich sprang er über

seinen eigenen Schatten und nickte. »Kommen Sie mit, meine Herren, ich weiß nur nicht, was Sie sich davon versprechen.«
»Bestimmt keine Beschäftigungstherapie, Mr. Dalton«, erwiderte ich.

***

Im Schatten der Schloßmauer blieb die dunkelhaarige Mara stehen und hob unbehaglich die Schultern. »Ich weiß nicht so recht, Alexandra, aber ich möchte doch nicht.«
Die Angesprochene blieb stehen und schaufelte ihr Haar zurück, das der Wind ihr in die Stirn geweht hatte. »Willst du jetzt kneifen?«
»Nicht kneifen, aber…«
»Kein Aber, Mara. Es war alles so geplant. Wir haben lange genug darüber gesprochen. Du warst selbst dafür, mal im Schloß zu übernachten. Es ist wirklich toll hier.«
»Das glaube ich ja, aber…«
»Um Mitternacht schwimmen zu gehen, ist echt stark.« Alexandra lächelte verschwörerisch. »Ich habe den anderen auch Bescheid gegeben. Wir machen eine riesige Fete in der Schwimmhalle. Weshalb soll nur im Dorf gefeiert werden? In der Halle sind wir unter uns.«
»Und der Orlock?«
Alex, wie sie genannt wurde, hob den Arm und vollführte mit der rechten Hand eine wegwerfende Bewegung über ihre Schulter.
»Was geht uns der Orlock an?«
»Er hat schließlich hier gehaust.«
»Das war früher.«
Mara nickte. »Ja, schon, aber ich habe das Gefühl, daß er gar nicht richtig tot ist.«
»So alt kann keiner werden.«
»Und das Blut aus der Figur?«
Alex hob die Schultern. »Darüber habe ich nachgedacht. Vielleicht hat sich der Junge selbst in den Finger geschnitten und war dann zu feige, es zuzugeben. Glaub mir, es gibt keine andere Möglichkeit. Ich schlage dir einen Kompromiß vor. Wenn du nicht willst, kannst du ja wieder gehen. Wir treffen uns sowieso erst später. Zuvor können wir in den Videoraum gehen und uns einen Streifen reinziehen. Einverstanden?«
Mara überlegte. Alex faßte sie an der Schulter. »Sei kein Frosch, Mädchen. Es ist nichts dabei. Du brauchst auch nicht allein ins Dorf zurückzugehen, wenn es dir nicht gefällt. Dann begleite ich dich und verzichte auf die Party.«
»Sie ist dir doch so wichtig.«
»Du bist mir eben noch wichtiger, Mara.«
»Das verstehe ich nicht. Weshalb bin ich dir so wichtig? Es gibt zahlreiche Mädchen hier im Schloß. Du wirst doch unter ihnen eine

Freundin finden können.«

»Das schon, aber da gibt es einen Unterschied. Sie bleiben nur vier Wochen, dann ist die Ausbildung beendet. Ich wohne in diesem Haus. Soll ich mich immer wieder an neue Gesichter gewöhnen?«

»Stimmt auch. Sag mal, werden eigentlich keine Jungen in die Ausbildung genommen?«

»Nur sehr selten. Man hat festgestellt, daß Frauen für diesen Job besser geeignet sind. Sie sollen belastbarer sein.«

»Ja, das sagen die Typen immer, die so etwas ausrechnen.«

»Kommst du nun mit oder nicht?«

Mara lächelte und drückte sich an Alex. »Nach allem, was ich von dir gehört habe, bin ich praktisch gezwungen, dich zu begleiten. Okay, versuchen wir es.«

Alex hauchte Mara einen Kuß auf die Stirn. »Toll, du bist klasse, Mara.«

»Gut, wo gehen wir rein?«

»Normal. Wir sind schließlich keine Einbrecher.«

Da Alexandra die Tochter des Schulungsleiters war, besaß sie auch einige Privilegien. Man hatte ihr einen Schlüssel gegeben, mit dem sie die große Eingangstür öffnen konnte. Sie mußte ihn zweimal herumdrehen, dann konnten die Mädchen die Halle betreten.

Bevor Mara über die Schwelle schritt, schaute sie sich noch einmal um und warf einen letzten Blick hinab in das schüsseiförmige Tal, in dem das Dorf wie hingeschleudert lag. Jedenfalls kamen ihr die Häuser mit den erleuchteten Fenstern so vor. Selbst ihr Elternhaus konnte sie erkennen. Es lag ein wenig abseits in leichter Hanglage und war von großen Weideflächen umgeben. Die Familie verdiente ihr Geld durch Milchwirtschaft und lebte gar nicht mal schlecht dabei.

»Schließ die Tür, es wird kalt«, sagte Alex.

»Okay.« Maras Stimme klang kratzig. Es war ihr noch immer nicht wohl bei diesem Besuch.

Sie ging zögernd in die Halle hinein und schaute sich staunend um. »Toll«, hauchte sie fast ehrfurchtsvoll. »Wirklich toll. Das hätte ich nicht für möglich gehalten.«

Alex, an diese Dinge längst gewöhnt, nahm die Sache gelassener.

»So sehen alte Schlösser nun mal aus.«

»Ja, klar. Bisher kannte ich das nur aus dem Fernsehen. Still ist es aber auch nicht.«

»Bei den Schülerinnen.«

Beide Mädchen hörten Stimmen und Musik aus den oberen Stockwerken in die Halle klingen.

»Und wo müssen wir hin?« fragte Mara.

»Auch nach oben.«

»Ich dachte, der Videoraum wäre…«

Alexandra lächelte. »Zuerst möchte ich dir mal mein Zimmer zeigen. Oder willst du es nicht sehen?«

»Doch, doch.«

»Dann nehmen wir den Lift.«

»Den gibt es auch?«

»Sicher, hier.« Alex ging bereits auf die graue Tür zu. »Alles nachträglich eingebaut.«

»Ist ja irre.«

Alex ließ die Freundin eintreten. »Wie hoch müssen wir denn?« fragte Mara.

»Ich wohne nicht mit den anderen Girls zusammen, sondern ein Stockwerk höher.«

»Dann hast du auch ein Einzelzimmer?«

»Klar doch.«

»Nobel, nobel.«

Der Lift fuhr fast lautlos. Es dauerte auch nicht lange, bis er im dritten Stock stoppte und die Tür aufschwang.

Die Mädchen betraten einen breiten Gang, an dessen Wänden zahlreiche Gemälde hingen. Auch Figuren und Statuen, manche lebensgroß und böse aussehend, verteilten sich in dem Gang. Wie es sich für eine Burg gehörte, war auch eine alte Ritterrüstung vorhanden.

Alexandra ging vor. Mara blieb zurück. Sie mußte die Eindrücke erst alle verkraften. So hatte sie sich das Schloß in seinem Innern eigentlich nicht vorgestellt. Alex blieb vor einer bestimmten Tür stehen und holte wieder den Schlüssel hervor.

Auch Mara wollte zu ihr gehen, warf aber noch einen Blick zurück in den Gang und schrie leise auf.

Sie hatte etwas gesehen.

»Was hast du?« Alex hatte den Schrei gehört.

Mara lehnte sich gegen die Wand. »Da… da war etwas.«

Die Blonde kam näher. »Und was?«

»Ein Schatten.«

Alexandra lächelte. »Klar, das muß dein Schatten gewesen sein, wenn ich mich nicht irre.«

Mara schüttelte den Kopf. »Du irrst dich diesmal, Alex. Es war nicht mein Schatten.«

»Wessen dann?«

»Er… er sah aus wie ein gewaltiger Arm. Übergroß, verstehst du? Eine Hand sah ich auch noch. Sie war zur Faust geballt. Aus ihr stach etwas hervor.«

»Was denn?«

Maras Augen wurden groß. »Das… das sah tatsächlich so aus wie ein Messer.«

Alexandra Dalton wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte.
»Jetzt spinnst du aber wirklich, Mädchen.«
»Nein, wenn ich es dir doch sage. Ich habe den Schatten gesehen. Dann bekam ich Angst.«
»Wer soll denn hier einen Schatten produzieren, der sich bewegt, außer uns?«
»Keine Ahnung. Oder der Orlock?«
Alex schaute ihre Freundin starr an. »Der ist tot. Hast du das noch immer nicht begriffen?«
»Ja, schon, aber ich habe eben Angst nach dem, was da im Dorf passiert ist.«
»Wir gehen auf mein Zimmer, und da trinkst du erst einmal einen kleinen Schluck. Ich muß noch etwas dahaben.«
Mara folgte Alex. Sie hatte einmal in den sauren Apfel gebissen und wollte ihn auch essen.
Alexandra hatte bereits die Tür geöffnet und drückte sie jetzt nach innen. Sie ließ Mara den Vortritt, die wieder staunen konnte und fast jubelte, als sie das alte Himmelbett sah, das Prunkstück des Zimmers. »Und darin schläfst du?« fragte sie, sich auf das Bett setzend und dabei wippend. »Ehrlich?«
»Ja.«
»Sagenhaft, wirklich. Wenn ich da an mein Bett und meine Bude denke. Die ist furchtbar. Bis vor kurzem hat noch mein kleiner Bruder mit mir zusammen in einem Raum geschlafen.«
»Das ist auch nicht für immer.« Alex hatte die Tür wieder geschlossen und die warme Jacke ausgezogen. Unter dem Pullover zeichnete sich deutlich ihr gut proportionierter Körper ab. Mara dagegen war viel schlanker und auch zierlicher.
Alexandra holte aus einem Schrank eine Flasche Rotwein. Sie drehte den Korken heraus und schenkte zwei Wassergläser bis über die Hälfte voll. »Trink, Mara, der Wein ist gut.«
»Danke.«
Alex ließ sich auf einem Stuhl nieder und prostete Mara zu, die ebenfalls einen großen Schluck nahm und sich noch immer umschaute. Sie kam nicht darüber hinweg, in welch einem Zimmer ihre Freundin wohnte. »Das ist wirklich toll. Hast du eine Sahne gehabt.«
»Man gewöhnt sich an alles.«
»Und wo soll ich schlafen?« Mara schaute sich um. Das Glas hielt sie in der Hand und nahm wieder einen Schluck.
»Das Bett ist breit genug.« Alex lachte. »Falls die Nacht nicht zu lang wird und wir überhaupt zum Schlafen kommen.«
»Habt ihr eine so heiße Fete vor?«
»Klar. Das muß einfach sein. Und das Fest im Dorf bot uns den

richtigen Aufhänger.«
Mara nickte. »Sogar die Wände sind mit Holz getäfelt. Himmel, was muß das gekostet haben.«
»Omega zahlte alles.«
»Auch das Holz? Es sieht mir so alt aus. Weißt du, davon habe ich sogar Ahnung.« Mara stand auf und ging auf eine Wand zu. Die Paneele zeigten eine Würfelform. Getrennt wurden sie durch etwas vorstehende, fingerdicke Leisten.
Mit den Händen strich Mara über die Paneele hinweg. Ihr schmales Gesicht hatte einen fast andächtigen Ausdruck angenommen.
»Mein lieber Schwan, das sind edle Hölzer.«
»Stimmt.«
»Mein Traum war es immer, ein kleines Schloß zu besitzen. Schon als Kind habe ich immer vor dem Haus gestanden und hier hoch geschaut. Leider sind meine Eltern keine Millionäre, sie…« Ein leiser Ruf unterbrach ihre Rede.
»Was hast du denn jetzt schon wieder?« Alex stand auf.
»Hier ist ein Loch!«
»Wie?« Alexandra kam näher. Sie sah noch nichts, weil der Körper ihrer Freundin ihr die Sicht versperrte. Erst als Mara zur Seite trat, erkannte auch sie die viereckige dunkle Öffnung. Sie bildete einen Ausschnitt inmitten der Paneele.
»Hast du das nicht gewußt?« fragte Mara leise.
»Nein.«
Mara streckte den Arm aus und ihre Hand in die Öffnung hinein.
Sie bewegte die Figur und bekam eine Gänsehaut. »Die Luft ist so kühl, als käme sie aus der Gruft.«
Alex drückte die Freundin zur Seite und beugte ihren Kopf vor.
»Sei vorsichtig.«
»Klar.« Die Stimme klang verändert, als würde Alex in ein Rohr sprechen. Dumpf und gleichzeitig leicht hallend. »Das ist ein regelrechter Schacht«, sagte sie.
»Oder ein Geheimgang.«
»Nein, die sind doch waagerecht.«
»Ob es die hier auch gibt?«
Alex zog sich wieder zurück. »Bestimmt.«
»Wenn ja, ist das ein richtiges Rätselschloß. Ich kann mir vorstellen, daß früher der Orlock wie ein mordendes Gespenst durch die Geheimgänge und Schächte gegeistert ist.«
Die Tochter des Schulungsleiters ging auf diese Bemerkung nicht ein. Sie wandte sich einem anderen Thema zu. »Wie hast du die Luke überhaupt aufbekommen?«
»Reiner Zufall. Ich drückte einfach dagegen. Da hörte ich ein leises Knacken, und schon war es geschehen. So einfach.«

Alex lachte. »Wenn ich das den anderen erzähle, ist etwas los. Dann werden wir uns sicherlich auf den Weg machen und das Schloß genauer untersuchen. Einfach super.«

»Ich hätte Angst.«

»Ich allein auch. Aber wenn man zu mehreren ist, kann einem ja nichts passieren.«

»Nein, wo der Orlock tot ist.«

Alexandra drehte sich scharf um. »Wieso? Was hast du eigentlich? Das klang so komisch, als würdest du nicht daran glauben, daß es den Orlock wirklich nicht mehr gibt.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

Alex winkte ab. »Laß es sein. Wir verschließen die Luke wieder und fahren in die Gewölbe. Schließlich wollten wir uns einen Streifen reinziehen.«

»Du hast vielleicht eine Ausdrucksweise, Alex.«

»Die lernt man eben, wenn man nicht gerade im Dorf wohnt. Das soll kein Vorwurf gegen dich sein.«

»Klar, ich verstehe.« Mara faßte die gekippten Luken an zwei verschiedenen Stellen an und drehte sie um die eigene Achse, so daß sie wieder ihren ursprünglichen Platz einnehmen konnten. Es erklang noch ein leises Schnacken, dann waren sie wieder in der Paneelwand eingerastet. »Willst du deinem Vater davon berichten?«

»Wenn er mich fragt.«

»Sonst nicht?«

»Nein, warum? Man kann doch kleine Geheimnisse haben.« Alex lächelte dünn.

»Sicher.«

»Da ist noch der Wein. Das Glas mußt du leertrinken. Habe ich auch getan.«

Mara wollte keine Spielverderberin sein und kippte den Rotwein fast in ihre Kehle. Seine Wirkung merkte sie bereits, denn das Blut stieg ihr in den Kopf.

»Du solltest deine Jacke ausziehen!« schlug Alex vor. »In den Kellern ist es nicht kalt.«

»Ihr habt auch an alles gedacht, wie?«

»Klar.«

Mara trug ältere Jeans und einen grauen Pullover mit einem roten Kreis auf der Brust. Die Hose besaß noch ausgestellte Beine, wie es vor einigen Jahren einmal modern gewesen war.

»Müssen wir noch etwas mitnehmen?« fragte sie.

»Nein, da unten finden wir alles.«

Wenig später standen sie wieder auf dem Gang, wo sich Mara furchtsam umschaute.

»Was hast du?«

»Ich denke noch an den Schatten.«
Alex winkte ab. »Das war eine optische Täuschung. So etwas passiert in alten Schlössern. In den ersten zwei Wochen, die ich hier verbrachte, ist es mir ähnlich ergangen, und ich lebe noch immer.«
»Du hast Humor.«
»Den sollte man auch haben.«
Die Mädchen gingen wieder zum Lift. Als sie einstiegen, lächelte Alexandra und drückte auf den untersten Knopf. Danach blieb sie an die Wand gelehnt stehen.
Mara schaute zur Decke, als könnte jeden Augenblick jemand durch den Schacht kommen. Sie atmete erst auf, als der Lift stoppte und die Tür automatisch aufschwang.
»Geh schon vor.«
Mara setzte ihre Schritte abermals nur zögernd und kam aus dem Staunen nicht heraus, denn sie waren direkt in die Schwimmhalle des Schlosses gefahren.
Vor ihnen befand sich ein sehr großes Schwimmbecken. Das Wasser, glatt wie ein Brett, schimmerte leicht grünlich. Über dem Becken wölbte sich als grauer Steinrundbogen die gewaltige Decke.
An den Rändern war noch genügend Platz, um Ruhebänke und Liegestühle aufzustellen. Zwischen ihnen standen kleine Tische aus Kunststoff.
Mara schüttelte den Kopf, als könnte sie dies alles nicht fassen.
»Das ist unwahrscheinlich. Ich hätte nie gedacht, daß es so etwas überhaupt in diesem Schloß gibt.«
»Nun ja, jetzt kannst du verstehen, daß die Schülerinnen keinen Bock haben, während der Freizeit in den Ort zu gehen.«
»Ja, das ist wahr.« Mara lächelte. »Wenn ich das so sehe, könnte ich direkt ins Wasser springen, aber leider ist das nicht möglich.«
»Wieso nicht?«
»Ich habe keinen Badeanzug.«
Alexandra lachte. »Mädchen, das ist das geringste Problem.«
»Einer von dir wird mir nicht passen.«
»Das brauchst du auch nicht. Wir baden ohne.«
»Wie? Nackt?«
Alex lachte. »Natürlich. Es ist bei uns so Sitte. Meine Güte, wir sind doch unter uns.« Sie strich über Maras Wangen, die sich ein wenig unbehaglich fühlte. »Ich weiß nicht so recht. Das ist mir schon alles ein wenig fremd.«
»Du wirst dich daran gewöhnen. Wollen wir uns jetzt den Streifen ansehen?«
»Meinetwegen.«
Alex nahm Mara wie ein kleines Kind an die Hand und führte sie weiter. Die Fitneßräume lagen neben der Schwimmhalle. Sie mußten

eine Glastür öffnen, deren Scheibe aus einem undurchsichtigen Material bestand. Direkt dahinter lag der Raum mit den vier Hometrainern. An der Wand waren Leitern befestigt. Zwei Ruderboote standen auf einem kleinen Steinsockel.

Lampen, die in die Decke integriert waren, spendeten ihr weiches Licht. Der Boden hatte eine weiche Kunststoffschicht bekommen, so daß man auch barfuß laufen konnte.

Im zweiten Raum befanden sich die Hanteln und die entsprechenden Geräte, um andere Gewichte im Liegen stemmen zu können. Dies alles war tatsächlich studiomäßig aufgezogen worden, und Mara zeigte sich noch immer beeindruckt.

»Wo gehen wir denn hin?« fragte sie.

»Durch die Tür.« Alex deutete nach vorn. »Dahinter liegt der Videoraum. Er wird dir auch gefallen.«

Wenig später standen die Mädchen in dem Raum, der aussah wie ein kleines Programmkino. Alex hatte einen Lichtschalter umgelegt, so daß eine dämmrige Beleuchtung über die gepolsterten Sitze fiel und Mara auch die weiß gestrichene Wand sehen konnte, auf der der Film lief. »Das ist eine tolle Technik.«

»So ziemlich das neueste. Es wird sich immer mehr durchsetzen, wenn es einmal billiger produziert wird.«

»Ist Omega daran auch beteiligt?«

»Leider nicht. Aber schön wäre es. Komm, wir suchen uns die Filme aus.« Die Mädchen gingen dorthin, wo die letzte Reihe zu Ende war. Dort stand auch der Recorder. Er war größer als die normalen, aber kein Filmapparat. Die Kassetten standen auf einem Regal. Sie waren in Schutzhüllen eingepackt worden. Mara überschlug ihre Zahl und kam auf ungefähr 30. Damit hatte man schon eine gute Auswahl.

»Welchen Film willst du sehen?« fragte Alex.

»Ich weiß nicht…«

»Was interessiert dich? Action, Liebe, Komödie, Horror…«

»Nein, nein, letzteres schon gar nicht«, wehrte Mara ab. »Da kann ich nicht schlafen.«

Alex lachte. »Also Komödie.«

»Ja, eigentlich.«

»Kennst du Ghostbusters?«

»Nein.«

»Nie etwas von gehört?«

»Doch, aber wir haben kein Kino.«

»Komm, der ist toll. Den schauen wir uns an. Da kommen Gänsehaut und Komödie zusammen. Ich habe ihn zwar schon fünfmal gesehen, aber er ist so gut, da kann ich mir ihn noch einmal…«

»Welchen hast du denn noch nicht gesehen?«

»Ich habe schon alle durchlaufen lassen.«

»Dann meinetwegen Ghostbusters.«

Alexandra Dalton suchte den Film. Sie fand die Kassette mit dem zweiten Griff, öffnete sie und legte den Film ein. Mara hatte schon Platz genommen. In der zweitletzten Reihe saß sie. Der Sitz war gut gepolstert, fast ein wenig zu tief für sie.

Alex nahm neben ihr Platz. Sie schaute Mara von der Seite her an.

»Wie fühlst du dich?«

»Irgendwie ist in mir eine Spannung. Weißt du, das ist hier alles so neu für mich.«

»Kann ich mir denken.«

Auf der Leinwand tat sich etwas. Die Kamera zeigte das Bild einer herbstlich angefärbten Stadt New York, schwenkte weiter und auf ein wuchtiges Gebäude zu.

»Das ist die Bibliothek«, erklärte Alex.

»Und?«

»Da passiert gleich was, warte ab!«

»Wird es schlimm?«

»Nein, keine Angst.« Alex legte die Hand auf den Oberschenkel der Freundin. Sie spürte, wie Mara zitterte.

Auf der Leinwand hatte das Bild gewechselt. Die Kamera zeigte jetzt den Ausschnitt eines im Keller der Bibliothek liegenden Archivs. Durch die mit Regalen vollgestopften Gänge schritt eine Frau, deren Schritte als einzige Geräusche zu hören waren.

Bis plötzlich Schubkästen aufflogen, die darin enthaltenen Papiere hervorgewirbelt wurden und die Frau in einem Anfall von Panik davonlief. Sie rannte so lange, bis sie plötzlich von einer gräßlichen Gestalt erschreckt wurde, die als grünliche und gleichzeitig knochige Erscheinung vor ihr hochwuchs.

Die Frau schrie, und die Gestalt verschwand.

Szenenwechsel!

»Na, hast du dich erschreckt?« fragte Alex lachend.

Mara schüttelte den Kopf. »Darüber nicht«, sagte sie leise.

»Worüber denn?«

Mara hob den linken Arm. Der ausgestreckte Zeigefinger wies auf die Leinwand. »Gehört das auch zum Film, was ich dort sehe?«

»Wie?«

»Da, der Schatten!« Maras Stimme klirrte.

Jetzt sah ihn auch Alexandra. Der übergroße Arm lief diagonal über die Fläche. Von oben nach unten ragte er in das laufende Bild hinein. Eine Hand war auch zu sehen. Sie war zur Faust geballt, und aus ihr ragte die Klinge eines Rasiermessers…

***

»Nein!« hauchte Alexandra Dalton. »Dieser Schatten gehört nicht

dazu, verdammt.« Sie sprang auf und lief aus der Reihe.

»Den habe ich auch im Gang gesehen!« rief Mara. Sie hielt ebenfalls nichts mehr auf ihrem Sitz.

Ihre Freundin stand bereits am Recorder und schaltete ihn aus.

Gleichzeitig knipste sie die restlichen Lampen an der Decke an, so daß der Raum einigermaßen erhellt wurde.

»Gehört das zum Film?« fragte Mara noch einmal.

Alex schüttelte den Kopf.

»Aber wie kann…?«

»Es gibt für mich nur eine Erklärung, Mara. Da muß jemand an der Video-Kopie herumgespielt haben.«

»Das glaube ich nicht. Es war der gleiche Schatten wie auf dem Gang. Dieser Arm und die Hand mit dem komischen Messer. Alex, der verfolgt uns.«

»Aber kein Schatten.«

»Doch.«

»Dann müßte doch einer hier sein, der den Schatten wirft. Verstehst du denn nicht?«

Mara schaute sich vorsichtig um. Außer ihnen beiden hielt sich niemand mehr im Raum auf. Keine dritte Gestalt, die einen so großen Schatten hätte werfen können. An der Decke war ebenfalls nichts zu sehen. Mara wischte mit dem Zeigefinger einen leichten Schweißfilm von ihrer Oberlippe. »Ich habe einen schlimmen Verdacht!« flüsterte sie. »Sogar einen sehr bösen. Wir werden von einem Toten verfolgt, Alex. Der hat den Schatten geworfen, ein Toter.«

Alex stemmte ihre Hände auf die Rückenlehne. »Denkst du vielleicht an den Orlock?«

»Ja!«

Alexandra Dalton holte tief Luft, bevor sie den Kopf schüttelte.

»Das ist unmöglich, Orlock ist tot.«

»Ich glaube nicht daran.«

Ihre Freundin hob die Schultern. »Herrlich, Mara, mit einem Schatten kann man nicht viel anfangen, das mußt du einsehen. Wir brauchen Beweise, richtige Beweise.«

»Lieber nicht.«

»Ich kann deine Erregung verstehen, auch mir ist komisch geworden. Okay, lassen wir den Film.«

»Ich will auch keinen anderen sehen.«

»Sondern?«

»Alex, ich möchte hier raus. Ich will auch nicht mehr im Schloß bleiben, so leid es mir für dich tut. Ich möchte weg. Nach Hause, in mein komisches Dorf, in mein Bett, verstehst du?«

»Ja, Mara, das ist klar.«

»Und du hast nichts dagegen?«

»Wie sollte ich? Du bist doch keine Gefangene.«
Mara hob die Schultern. »Den Film können wir uns ja ein anderes Mal anschauen, wenn die Sache mit dem Schatten geklärt ist. Solange das noch in der Schwebe ist, fühle ich mich zu sehr bedroht. Da bekomme ich Beklemmungen.«
Alex drehte sich um. Sie ging zur Tür, und Mara folgte ihr. Plötzlich versteifte sich Alexandras Körper. Ein paarmal rappelte sie an der Klinke, und Mara kam ein schrecklicher Verdacht.
»Was ist denn?«
Ihre Freundin drehte sich um. »Das kann ich dir sagen. Es ist abgeschlossen!«
Mara stand da und schaute zu Boden. Sie mußte erst darüber nachdenken. Nach einer Weile fragte sie: »Heißt das etwa, daß wir hier nicht mehr rauskommen?«
»So ist es, wir sind gefangen, und einen zweiten Ausgang gibt es leider nicht.«
Mara wurde plötzlich schwindlig…

***

»Ich weiß überhaupt nicht, was Sie am Zimmer meiner Tochter interessiert«, sagte Kenneth Dalton. »Ich habe es versucht. Sie ist überall, nur nicht in ihren eigenen vier Wänden.«
»Das haben Sie uns schon mal gesagt, Mr. Dalton, aber wir müssen mit Alexandra reden.«
»Aber wenn sie nicht da ist.«
»Könnten wir warten. Oder bleibt sie die gesamte Nacht über weg? Ist das vielleicht üblich?«
»Wohin sollte sie denn?« Daltons Frage klang fast ärgerlich.
»Immerhin ist im Ort etwas los.«
Er winkte ab. »Unsere Schülerinnen gehen nicht nach Trevose, auch nicht am Wochenende oder bei Festen. Viele sind sowieso zu ihren Eltern oder Freunden gefahren.«
»Aber Ihre Tochter machte eine Ausnahme«, bemerkte ich.
»Ja, sie wohnt schließlich länger hier und möchte auch einen entsprechenden Kontakt haben. Für die anderen ist dieses Schloß nicht mehr als eine Durchgangsstation.«
Ich nickte. »Gut, wenn wir Alexandra nicht hier finden, sollten wir sie woanders suchen. Hatten Sie nicht vom Keller berichtet, wo man sich so ausgezeichnet erholen kann?«
»Das hatte ich.«
»Gehen wir hin?«
Daltron zögerte noch. »Ich weiß nicht. Wenn Sie mich fragen, werden wir sie da auch nicht finden.«
»Was schlagen Sie vor?«

»Fragen wir mal die anderen Schülerinnen. Eigentlich hätten wir uns auch an Miß Hastings wenden können. Sie ist der Typ, der sonst immer alles weiß.«
»Bitte.«
Ich drehte mich zur Tür um. Dalton stand noch mit dem Rücken dazu. Er konnte nicht sehen, daß sich die Tür plötzlich in Bewegung setzte und zukrachte.
Erst als dies geschehen war, zuckte er zusammen, starrte die Tür an und wurde bleich.
Ich war an ihm vorbei, drückte die Klinke nach unten und schüttelte den Kopf. »Verdammt, abgeschlossen.« Scharf drehte ich mich um. »Sagen Sie mal, Mr. Dalton, muß man in diesem Bau des öfteren mit solch seltsamen Scherzen rechnen?«
»Scherz ist gut.« Er grinste schief. »Die Schülerinnen kommen manchmal auf die verrücktesten Ideen. Sie haben schon mal alle Schlüssel versteckt und so etwas.«
»Nein. Unsinn.«
»Dann werden wir ja eine Chance haben.«
Sicherheitshalber klopfte Dalton gegen die Tür. Wir standen im Gang und warteten.
Das Schloß war eigentlich völlig normal. Ich sah es nicht einmal als gruseligen Ort an. Überall brannte Licht, alles war perfekt renoviert worden, wir sahen keine flackernden Kerzen und hörten auch keine Schreie durch die Gänge hallen.
Und doch wollte ein unangenehmes Gefühl bei mir einfach nicht weichen. Ich hatte keine Erklärung dafür, es war da und blieb auch, als uns Dalton die Tür aufhielt, damit wir das Zimmer seiner Tochter betreten konnten.
Im Raum hielt sich außer uns niemand auf.
»Leer«, sagte Dalton. »Wie ich es Ihnen gesagt habe.«
»Ja, damit war zu rechnen.«
»Dann können wir ja wieder gehen.«
»Moment noch, Mr. Dalton.« Ich ging quer durch den Raum und bewunderte das Himmelbett. »Schlafen all Ihre Schülerinnen so komfortabel, Mr. Dalton?«
»Nein, nur Alexandra. Bei ihr habe ich eben eine Ausnahme gemacht. Einzelzimmer gibt es normalerweise nur für die Lehrer.«
»Sind die ausgeflogen? Wir haben keinen von ihnen gesehen.«
»Vergessen Sie nicht, daß wir Freitag haben. Da sind alle Lehrkräfte ins Wochenende gefahren. Sie hätten heute mittag kommen sollen, da waren sie noch da.«
Suko hatte zwei Gläser entdeckt, hob sie hoch, roch an einer Öffnung und kippte ein Glas. Dabei schaute er dem roten Tropfen zu, der an der Innenwand entlanglief.

»Der Rest ist noch nicht getrocknet. Da hat vor kurzem noch jemand aus dem Glas Wein getrunken. Da ich hier noch ein zweites sehe, muß Ihre Tochter Besuch gehabt haben.«

Dalton lachte. »Das ist ja wohl nicht ungewöhnlich.«

»Glaube ich auch.« Suko stellte die beiden Gläser wieder weg.

»Kann es sein, daß die Mädchen das Schloß verlassen haben?«

»Wenn es die Mädchen waren«, sagte Suko.

»Wer sollte es denn sonst gewesen sein?«

»Vielleicht der Orlock.«

Dalton wurde fast wütend. »Hören Sie doch mit diesem verdammten Quatsch auf. Das sagt kein vernünftiger Mensch. Der Orlock war einmal, es kann ihn einfach nicht mehr geben.« Er rüttelte ein paarmal an der Klinke. »Da haben wir keine Chance.«

Suko und ich schauten uns das Problem an. Es sah tatsächlich nicht gut aus. Jemand hatte die Tür zugeschlossen. Um sie zu öffnen, hätten wir sie aufbrechen müssen.

Das sagte auch Dalton. »Aber es gibt noch eine Möglichkeit«, fügte er hinzu. »Wir könnten durch das Fenster klettern und an der Burgmauer entlang nach unten. Falls das klappt…«

Suko winkte ab. »Nein, nein, es ist besser, wenn wir die Tür öffnen.«

»Die ist stabil. Auch zu dritt schaffen wir es nicht, sie aufzubrechen.«

»Dafür mit einem Dietrich.« Suko holte das Instrument aus der Tasche. Der Schulleiter bekam große Augen. Gleichzeitig schaute er auch erschreckt und verzog die Lippen.

»Was haben Sie?« fragte ich ihn.

Er lächelte. »Ich wundere mich nur darüber, mit welchen Dingen Polizisten heutzutage ausgerüstet sind.«

»Man muß mit der Zeit gehen«, bemerkte ich. »Haben Sie noch immer keine Ahnung, wer uns eingeschlossen hat?«

»Die Mädchen!«

»Machen die des öfteren solche Scherze?«

»Kann sein.«

Ich winkte ab, wollte noch etwas hinzufügen, aber schlagartig verlöschte das Licht.

Plötzlich standen wir im Dunkeln da. Auch Suko trat von der Tür weg.

»Was ist das denn?« fragte Dalton nicht sehr geistreich.

»Da hat wohl irgendein Scherzbold die Sicherung herausgeschraubt«, erwiderte ich leise.

»Und weshalb?«

»Vielleicht will er Verstecken spielen.«

»Geh mal von der Tür weg, John«, sagte Suko. »Ich muß doch diese verfluchte Tür aufbekommen.«

»Das würde ich dir auch raten.«

Suko bückte sich. Um besser sehen zu können, leuchtete er mit der Lampe nach. Er konnte das Schloß punktgenau damit anstrahlen.

Dalton ging mit mir. Vor dem Bett blieben wir stehen. Ich berührte mit der Hüfte fast einen Tisch, auf dem noch eine leere Rotweinflasche stand. »Es sieht so aus, als hätte Ihre Tochter einen Besuch gehabt«, murmelte ich.

»Das hatten Sie schon mal erwähnt.«

»Sicher, und ich habe mich auch nicht ohne Grund wiederholt, Mr. Dalton. Können Sie sich vorstellen, wer zu ihr gekommen ist?«

»Nein, ich weiß nicht genau, mit wem meine Tochter eine engere Freundschaft pflegt.«

»Ein Mädchen kenne ich.«

»So? Wer ist es denn?«

Bevor ich eine Antwort geben konnte, wurde ich von Sukos Schimpfen abgelenkt. »Das Schloß ist wirklich beschissen«, sagte er.

»Und sogar kompliziert.«

»Bekommst du es nicht auf?«

»Es wird ein wenig dauern.«

»Beeil dich.«

»Also, Mr. Sinclair. Sie haben mir meine Frage noch nicht beantwortet. Wen meinen Sie?«

»Ach so, ja. Ich denke da an Mara.«

Dalton ging einen halben Schritt zurück. Er hatte jetzt das Fenster im Rücken. Seine Gestalt hob sich vor dem Rechteck ab. »Mara?« fragte er und schüttelte den Kopf. »Verdammt, wir haben hier keine Schülerin namens Mara.«

»Es ist auch ein Mädchen aus dem Ort.«

Er lachte mich an oder aus. »Kommen Sie, Mr. Sinclair, das weiß ich besser. Nein, nein, so gut ist der Kontakt unserer Schülerinnen zu der Dorfjugend nicht. Außerdem müssen die Mädchen eine schriftliche Erlaubnis bekommen, wenn sie Besucher mit in das Schloß bringen wollen. Auch meine Tochter.«

»Vieles geht heimlich.«

»Ich glaube nicht daran. Alexandra hält sich an die Regeln. Das kann ich Ihnen sagen.«

»Wie Sie meinen.«

»Wissen Sie es denn besser, Mr. Sinclair?«

»Eigentlich nicht. Ich lernte Ihre Tochter ja kennen. Sie schien sich mit dieser Mara sehr gut zu verstehen. Das roch mir schon nach einer Freundschaft.«

Dalton schwieg. »Möglich ist natürlich alles«, gab er nach einer Weile zu. »Es wundert mich auch, daß wir Alexandra nicht gesehen haben.« Er drehte sich um und ging wieder auf die Zimmertür zu, vor der Suko gebückt stand und seine Schwierigkeiten mit dem Schloß hatte.

Auch ich wurde durch diese Bewegung abgelenkt und achtete nicht auf die übrige Umgebung.

Deshalb entging mir, daß sich die Paneelwand bewegte. Ein Ausschnitt löste sich plötzlich aus dem Holz. Als wären seine Seiten geölt worden, so lautlos ging dies über die Bühne. Nicht ein Kratzen oder Schaben entstand, und innerhalb der Holzfläche gähnte plötzlich eine dunkle viereckige Öffnung.

Kühle drang hervor.

Von uns merkte niemand etwas, aber in dem Schacht bewegte sich zitternd ein in die Tiefe hängender schmaler Schatten.

Es war das Seil…

Und einen Moment später drückte sich eine düstere, fast kompakte Masse aus dem Schacht kommend durch die Öffnung. Zunächst schob die Gestalt nur den Arm vor.

Eine Hand erschien.

Sie hielt etwas, das an einer Seite leicht glänzte. Wie die Klinge eines Messers.

Wir waren ahnungslos. Ich wurde allmählich ärgerlich und fragte, ob Suko sich ablösen lassen wollte.

»Nein, verflixt.«

»Du kannst doch hier nicht die Nacht herumwerken.«

Er drehte sich herum, um mich ansehen zu können. »John, mach mich nicht irre, verdammt. Ich habe den Job übernommen, ich werde ihn auch beenden.«

»Schon gut.«

»Ja, lassen wir ihn am besten in Ruhe. Lange wird es bestimmt nicht dauern.« Dalton hatte mir eine Hand auf die Schulter gelegt und zog mich in die Mitte des Zimmers hinein.

»Was haben Sie auch für komische Schlösser einbauen lassen.«

Er lachte leise. »Manchmal muß man auf Nummer Sicher gehen, wissen Sie.« Er hob die Schultern. »Wenn wir gleich hier heraus sind, darf ich Sie auf einen Schluck einladen. Den haben wir uns nach dem Schreck verdient. Ich werde zudem sämtliche Schülerinnen zusammenrufen lassen, damit wir sie befragen können.«

»Glauben Sie jetzt an den Orlock?«

»Nein, aber ich will Sie irgendwie beruhigen, Mr. Sinclair.«

Ich verzog den Mund. Einen Moment später aber wurden meine Gesichtszüge starr. Ein kühler Hauch kitzelte meinen Nacken.

Hier war doch nichts offen!

Ich drehte mich um.

Und dann überstürzten sich die Ereignisse…

***

Mara hatte wie eine Wilde an der Klinke gerüttelt und es nicht

geschafft, die Tür zu öffnen. Voller Wut trommelte sie jetzt mit beiden Fäusten gegen das Holz. Die dumpf klingenden Echos hallten durch den Videoraum.

Alex trat zu ihr. »Das hat doch keinen Sinn, Mara. Laß es!«

»Ich will aber hier raus!« brüllte Mara. »Verdammt, ich will nicht eingeschlossen sein!«

»Ich auch nicht, Mädchen.«

Mara ließ die Arme sinken und drehte sich um. »Dann tu doch endlich etwas, Alex.«

»Ich habe keinen Schlüssel.«

Mara ging kopfschüttelnd zur Seite und ließ sich auf einen der Kinostühle fallen. »Du bist gut«, flüsterte sie. »Du hast keinen Schlüssel. Weshalb denn nicht? Man geht doch nicht ohne einen Schlüssel in diesen verdammten Keller.«

»Ich schon. Wir alle.«

Das dunkelhaarige Mädchen hob den Blick. »Und weshalb geht ihr ohne Schlüssel in den Keller?«

»Das will ich dir sagen. Weil die Türen nie abgeschlossen sind. Jeder kann kommen und gehen, wann er will.«

»Das habe ich ja gesehen.« Sie senkte den Kopf und fing an zu weinen.

Alexandra hatte die Hände zu Fäusten geballt. Zwar hatte sie sich äußerlich ruhig ihrer Freundin gegenüber gezeigt, doch innerlich kochte es. Auch sie konnte sich nicht vorstellen, wer die Tür so einfach abgeschlossen hatte. Wer das getan hatte, mußte nicht alle Tassen im Schrank haben. So dachte sie darüber nach, wer dafür wohl in Frage kommen könnte. Sie ließ die einzelnen Schülerinnen vor ihrem geistigen Auge Revue passieren, fand aber keine, der sie so etwas zugetraut hätte.

»Eine tolle Fete hattest du mir versprochen, Alex. Jetzt weiß ich, was auf uns zukommen wird. Wir werden bis zum frühen Morgen Gefangene sein. Vielleicht kommt jemand und erbarmt sich unser. Könnte ja sein, oder nicht?«

»Sieh das nicht zu pessimistisch.«

»Wie denn?«

Alex gab keine Antwort und probierte noch einmal, ob sich die Tür tatsächlich nicht öffnen ließ. Sie war nach wie vor verschlossen.

Allmählich wurde auch sie unruhig, und automatisch geisterte wieder der unheimliche Orlock durch den Sinn. Auch wenn sie an die Existenz des Schänders eigentlich nicht so recht glauben konnte, fiel ihr immer wieder der Name ein.

»Wir können uns ja den Film weiter anschauen«, schlug Mara sarkastisch vor. »Das ist doch die richtige Atmosphäre. Wir selbst sind gefangen und erleben auf der Leinwand auch einen Horror. Hast du

den Arm vergessen, Alex? Denk noch mal genau daran, wie er plötzlich erschienen ist. Der kam diagonal von oben nach unten, und aus der Faust schaute dieses verdammte Messer…«

»Eine Täuschung!« Alex drehte sich herum.

»Aber du hast den Schatten doch auch gesehen.«

Mara sprang auf. »Weshalb beruhigst du dich durch Worte, die du sowieso nicht glauben kannst. Nein, Alex, ich weiß, was ich gesehen habe. Es tut mir leid, aber…«

»Bitte behalte die Nerven, Mara. Das alles ist vielleicht ein Scherz. Ja, da hat sich jemand einen Scherz erlaubt.«

»Wer denn?« schrie Mara.

»Das kann ich dir auch nicht sagen.«

»Ich glaube nämlich nicht, Alex, daß wir hier von Scherzbolden umgeben sind. Die Lage ist verflixt ernst. Hier… hier …« Jetzt senkte Mara die Stimme zu einem Flüstern. »Hier will uns jemand ans Leben, Alex. Davon bin ich überzeugt.«

Alexandra Dalton wußte, daß Mara an den Orlock dachte, sie ging jedoch nicht darauf ein. Statt dessen drehte sie sich um und schritt auf die Tür zu.

Es war mehr eine Geste der Verlegenheit, daß sie überhaupt die Klinke nach unten drückte, und sie schrak heftig zusammen, denn diesmal war die Tür offen.

»Mara!« Mit fast singender Stimme rief sie den Namen der Freundin. »Komm mal her…«

Mara erhob sich. Jetzt erst sah sie, daß Alex die Tür aufgezogen hatte und sie durch den Spalt in den dahinter liegenden Raum schauen konnte.

»Na, was sagst du?«

Das Mädchen aus Trevose schüttelte den Kopf. »Das… das begreife ich nicht.«

»Es ist aber so. Vielleicht hat die Tür auch nur geklemmt. Da waren wir beide eben zu dumm, sie aufzuziehen. So etwas soll es ja schließlich geben.«

Mara hatte Alex staunend zugehört. »Und daran glaubst du?« fragte sie leise.

»Ja.«

»Meinetwegen.«

»Du nicht?«

Mara winkte ab. »Bitte keine Diskussionen jetzt. Ich will nur hier raus, verflixt.« Nach Maras Ansicht hatte Alex zu lange gezögert. Sie drückte sich an dem blonden Mädchen vorbei und betrat als erste den Fitneßraum.

Alex schaltete das Licht ein. Die beiden Mädchen sahen nur die hier aufgestellten Geräte. Ein Mensch ließ sich nicht blicken, und sie

entdeckten auch keine Spuren auf dem glatten Boden.
»Komm weiter!« flüsterte Alex. Sie betrat den anderen Raum diesmal als erste, machte auch hier Licht und fand ihn ebenso leer wie den zurückliegenden.
»Nichts.« Sie drehte sich um. »Überhaupt nichts zu sehen, Mara. Ich glaube, wir haben uns selbst zum Narren gehalten…«
Mara wollte etwas Gegenteiliges antworten, als sie plötzlich die Stimme vernahm. Zwar sah sie den Sprecher nicht, aber die Stimme war da. Sie drang aus allen Wänden, den Ecken und schien sogar aus den aufgestellten Geräten zu kommen.
»Ich bin da!« hörten sie das scharfe Flüstern. »Ich bin immer bei euch, ihr beiden. Ich habe auch die anderen. Ich schloß die Zimmer ab, verriegelte sie. Sie kommen nicht mehr raus. Sie befinden sich in meiner Hand, hört ihr…?«
Die Freundinnen schauten sich starr an. Beide waren totenbleich geworden. Maras Lippen zitterten, während ihre Augen wie starre Kugeln im Gesicht lagen.
»Wer hat das gesprochen?« fragte Mara leise.
Alex hob die Schultern. Aber die beiden bekamen von anderer Seite eine Antwort.
Die Stimme klang wieder auf, und sie sprach in einem Reim.
»Dreht euch nicht um, denn der Orlock geht herum…«
Die letzten Worte hallten sogar noch nach. Obwohl die Mädchen inzwischen wußten, wer zu ihnen gesprochen hatte, waren sie keinesfalls beruhigt. Sie zitterten nur noch stärker. Alexandra drückte mit einer verlegen und ängstlich wirkenden Geste eine Haarsträhne zurück. Mara schaute sich furchtsam um.
Beide sahen den Orlock nicht.
»Ein Toter!« hauchte Mara. »Mein Gott, da hat ein Toter zu uns gesprochen…«
Alex gab keine Antwort. Im Prinzip hatte Mara recht, obwohl sie es sich nicht erklären konnte. Vielleicht trieb auch jemand böse Scherze mit ihnen.
Sie warteten, da sie nicht den Mut fanden, den Fitneßraum zu verlassen.
Die Worte wiederholten sich nicht, und so klang die erste Angst der Mädchen allmählich ab.
»Ich will nicht länger hierbleiben!« sagte Mara mit rauher Stimme.
»Laß uns gehen.«
Alexandra hatte nichts dagegen. Bis zur Tür waren es nur wenige Schritte. Danach lag der Pool, wo sich auch der Lift befand. Die große Halle mit der gewölbeartigen Decke war leer. Gespenstisch wirkte die glatte Wasserfläche. Die Tische und Liegestühle an den Rändern des Beckens kamen ihnen vor wie skurrile Figuren.

Nichts hatte sich verändert. Sie fanden die gleiche Atmosphäre vor wie bei ihrer Ankunft. Und doch war etwas anders geworden, das spürten beide.

Sie schauten sich an. »Was ist das nur?« hauchte Mara. Die Gänsehaut auf ihrem Gesicht wollte einfach nicht weichen.

»Ich weiß es.« Alexandra deutete auf die Wasserfläche. »Sie… sie bewegt sich stärker.«

»Und weshalb?«

Alex ging vor. Sie blieb dicht am Rand des Schwimmbeckens stehen und schaute nach vorn. Sie sagte nichts, aber ihre Augen weiteten sich plötzlich.

Auch Mara, die ihr gefolgt war, konnte erkennen, was die Freundin so aus der Fassung gebracht hatte.

Aus der Tiefe des Beckens stieg etwas allmählich an die Oberfläche.

Eine Gestalt, ein Körper…

Auf das Wasser fiel das Licht der drei Lampen. Man sah Schlieren durch das Wasser ziehen.

Alexandra wankte zurück. Mara stützte sie ab, sonst hätte sie die Freundin noch umgerissen. »Das ist… das ist … mein Gott, das ist Miß Hastings …«

***

Ich sah ein Phantom!

Es war unheimlich, es war schnell, es war gnadenlos und bewegte sich mit einer geschmeidigen Hektik. Seinen rechten Arm hatte die Gestalt erhoben. In ihrer Hand blinkte etwas, das im nächsten Augenblick auf mich zuflog und dicht an Kenneth Dalton vorbeiwischte.

Es hätte mich in Höhe der Kehle erwischt, aber ich war schneller und zuckte zur Seite.

Trotzdem biß es zu.

Jedenfalls hatte ich das Gefühl, als es gegen meine Wange schlug und dort die Haut aufriß. Einen ziemlich tiefen Schnitt hinterließ die Waffe. Aus der Wunde strömte sofort das Blut und rann an meinem Hals entlang nach unten.

Der Schmerz war böse, aber er riß mich nicht um. Ich wollte mich dem Schatten stellen, griff auch zur Waffe, als mich die Kanonenkugel mitten in den Leib traf.

Jedenfalls hatte ich den Eindruck, und dieser Tritt oder was immer es war, zwang mich in die Knie. Sogar mein Blick wurde getrübt. Ich sank auf den Teppich, mit einer Hand suchte ich nach Halt, faßte gegen das Bett, rutschte dort aber ab, während weiterhin der Schmerz in meinem Körper wühlte und den im Gesicht noch übertraf.

Wo war Sukö, verdammt? Weshalb kam er nicht, um mir

beizustehen? Ich drehte zwar den Kopf in Richtung Tür, konnte aber kaum etwas erkennen.

Und doch hatte Suko bemerkt, was geschehen war. Leider um einige Sekunden zu spät, weil er sich noch immer mit dem Schloß beschäftigte. Als er sich herumdrehte, hatte die Gestalt das Rasiermesser schon geworfen, und der Inspektor sah, wie sein Freund in die Knie brach.

Er sprang hin.

Es war einfach zu finster im Zimmer, und Suko besaß auch nicht die Augen einer Katze.

Daß er zwei Gegner vor sich hatte, daran konnte er nicht denken.

Er spürte es nur schmerzhaft, als Dalton herumwirbelte und einen Moment später etwas Dunkles aus einer gewissen Höhe auf Sukos Schädel zuraste. Der Gegenstand sah aus wie eine Rotweinflasche.

Sie traf genau.

Zwar schmetterte sie seitlich gegen den Kopf, rutschte noch über das Ohr, hämmerte dann auf die Schulter, so daß Suko das Gefühl bekam, die linke Seite wäre gelähmt. Als er sich noch mit der linken Hand abstützten wollte, knickte sein Arm ein, und er fiel zu Boden.

Der Chinese war verdammt hart im Nehmen. Er wurde auch jetzt nicht bewußtlos, obwohl sich in seinem Kopf ein Räderwerk auszutoben schien.

Schatten wallten heran, trieben ihn hoch, jedenfalls hatte er manchmal den Eindruck zu schweben, und daß es ihm gelang, sich auf die Knie zu stemmen, kam ihm selbst wie ein Wunder vor.

Er hörte ein wütendes Ächzen. Neben ihm stand jemand, der sich jetzt drehte und mit dem rechten Fuß ausholte. Der Tritt sollte Sukos Gesicht treffen, aber der Chinese war trotz seiner Behinderung schneller. Er warf sich nach vorn und in die Beine hinein. Der Treter kippte zurück, er fluchte. Suko hörte Daltons Stimme, vernahm noch ein Poltern, dann war es wieder still.

Und die Stille blieb…

Auch mir fiel sie auf. Ich hörte nur mein Keuchen. In der Kehle saß ein Kloß, der immer dicker wurde, so daß ich daran dachte, mich zu übergeben. Dieser verdammte Tritt in den Leib hatte mich fertiggemacht, und auch das Brennen im Gesicht blieb.

Ich rollte mich auf den Rücken und blieb möglichst ruhig liegen, nur die keuchenden Atemzüge quälten sich über meine Lippen.

Über mir sah ich die graue Decke. Manchmal schien sie mich höhnisch anzugrinsen, aber sie sprach nicht, es war Suko, der mich anredete.

»Bist du okay, John?«

»So ungefähr«, erwiderte ich mit der gleichen, gequält klingenden Stimme.

»Mich hat er erwischt.«
»Ja, es waren zwei.«
»Dalton, dieser Hundesohn. Und wer noch?«
Ich hustete und schluckte danach. »Kannst du dir das nicht denken?«
»Nein, ich sah nichts.«
»Er kam aus dem Schrank, dieser Bastard oder aus der Wand, glaube ich. Es war furchtbar. Der Typ war so schnell, daß ich einfach nicht mehr reagieren konnte. Er hatte ein Messer und mich erwischt. Dann rammte mir jemand ein Knie in den Magen…«
»Und jetzt sind sie weg!«
»Zum Glück!« keuchte ich. »Hätten sie bessere Nerven besessen, wären wir vielleicht nicht mehr am Leben…«
Ich redete nicht mehr, weil es mich einfach zu sehr anstrengte. So versuchte ich, mich wieder zu erholen. Ich brauchte mich nicht zu übergeben, aber das Gefühl blieb auch weiterhin und verstärkte sich noch, als ich die ersten Versuche unternahm, mich wieder in die Senkrechte zu begeben. Stehen konnte ich noch nicht, hockte mich auf die Bettkante und preßte beide Hände gegen die getroffene Stelle.
Suko lag noch am Boden. Von dort klang auch sein Kommentar auf. »Verdammt, John, so sehr hat man uns noch lange nicht mehr eingemacht – oder?«
»Du hast recht.«
Ich holte mit der linken Hand ein Taschentuch hervor und preßte es gegen die Wunde an meiner Wange. Dort hatte die geschleuderte Klinge schräg hineingeschnitten. Ich hoffte, daß die Wunde allmählich ausblutete. Wer mich jetzt sah, würde sich erschrecken.
Auch Suko stand langsam auf. Er hielt sich den Kopf und wankte zu einem Stuhl. Schwer fiel er darauf nieder. »Da ist man bewaffnet, hat sich schon mit den Höllentypen herumgeschlagen und läßt sich von einem Schulungsleiter überraschen.«
»Mich hat er auch erwischt. Aber hast du den anderen gesehen?«
»Nur undeutlich.«
»Er war wie ein Schatten«, sagte ich. »Plötzlich stand er im Zimmer. Das mit der Tür war eine hervorragende Ablenkung. Er war so schnell, das Messer flog, ich konnte nicht mehr ausweichen…«
»Wer kann es denn gewesen sein?« Suko stellte die Frage in einem Tonfall, der mir sagte, daß er die Antwort sicherlich wußte.
»Orlock!«
»Meine ich auch, John. Demnach lebt er.«
»Wahrscheinlich ist er nie tot gewesen. Du brauchst doch nur an das leere Grab zu denken.«
»Und was machen wir?«
»Holen ihn uns«, erwiderte ich gepreßt.
»Toll, wie denn? Stell dir mal vor, welche Bedingungen der Orlock

hier antrifft. Besser kann es für ihn nicht laufen. Der hat sich früher die Mädchen geholt und wird sie auch heute noch killen wollen. Er braucht sie nicht einmal selbst zu suchen. Sie befinden sich bereits im Schloß. Nicht alle sind ins Wochenende gefahren.«

»Deshalb sollten wir uns auch beeilen.«

Da war der Wunsch mehr der Vater des Gedankens, denn als ich mich erhob, wurde mir wieder übel. Mein Magen ging auf Wanderschaft. Es war besser, wenn ich mich setzte. Auch Suko blieb hocken.

Er fragte: »Hast du gesehen, woher der Orlock gekommen ist?«

»Nicht genau. Mich warnte nur ein kühler Luftzug, der über meinen Nacken strich.«

»Das Fenster ist geschlossen.«

»Ja.«

Suko wechselte das Thema. »Ich habe vorhin vergessen, dir etwas zu sagen, Alter. Es war nicht meine Unfähigkeit, daß ich die Tür nicht aufbekam. Da hatte jemand das Schlüsselloch verstopft. Wahrscheinlich mit einer harten Kunststoffmasse. Ich kam nicht mehr durch.«

»Wenn es bei diesem Zimmer so ist, können wir davon ausgehen, daß die anderen Türen auch nicht verschont geblieben sind!« resümierte ich und ließ die Hand mit dem Taschentuch sinken. Im Düstern sah ich den großen dunklen Fleck im Taschentuch, der fast die Hälfte der gesamten Stofffläche einnahm. Mit den Fingerspitzen fühlte ich nach und ertastete sogar die Hautlappen. Da würde sicherlich eine Narbe zurückbleiben, wenn die Wunde mal verheilt war.

Suko hatte meine Bewegung gesehen. »Blutest du noch?«

»Nicht mehr so stark.«

»Das Messer hätte deine Kehle treffen sollen.«

»So hat es der Orlock sicherlich vorgehabt.«

»Und was willst du jetzt tun?«

»Nichts, gar nichts. Vielleicht springe ich aus dem Fenster.«

»Erzähle doch keinen Unsinn, John. Wir müssen hier raus. Wenn es keine andere Möglichkeit gibt, nehmen wir eben das Fenster.«

»Woher ist der Orlock gekommen?«

»Das finden wir schon noch.« Suko erhob sich. Er hielt sich auf den Beinen, auch wenn er etwas schwankend stand. »Wo, hast du gesagt, ist er hergekommen?«

Ich wies auf die dunkle Wand. »Aus dieser Richtung.« Da ich meinen Freund nicht allein nachforschen lassen wollte, verließ auch ich meinen Platz und ging zu ihm.

Gemeinsam begaben wir uns daran, die Wand zu untersuchen. Im Licht der Lampen suchten wir nach einem Mechanismus, der dafür sorgte, daß sich eine bestimmte Stelle in der Breite öffnen ließ, so daß

wir uns hindurchschieben konnten.
Das gelang uns nicht. Auch als wir die Wand anleuchteten, sahen wir keinen Knopf oder Hebel, den man drücken mußte.
»Ob sich das Ding nur von der Innenseite öffnen läßt?« fragte Suko.
»Möglich.«
Wir forschten trotzdem weiter und hatten auf einmal Glück. Suko war es, der einen bestimmten Ausschnitt berührte, einen überraschten Laut von sich gab und einen halben Schritt zurückging.
Im gebündelten Licht der Lampenstrahlen schauten wir zu, wie ein Rechteck allmählich um die eigene Achse kippte und einen so großen Hohlraum freigab, daß sich ein Erwachsener hindurchschieben konnte.
Das hätte auch der Orlock geschafft.
Ich nickte Suko zu. »Da hast du den Weg.«
Mein Freund beugte sich vor. Er atmete die alte, muffige, nach Staub und auch nach Feuchtigkeit riechende Luft ein, die aus dem Schacht in die Höhe drang.
»Der ist verdammt tief«, sagte er und leuchtete gegen ein Seil, das den Schacht durchlief und leicht zitterte. Dann bewegte er die Hand und strahlte in die Tiefe.
»Was siehst du?«
»Nichts. Der Schacht endet im Leeren.«
»Dann reicht er bis in den Keller.«
»Genau.«
Ich verzog den Mund. Dabei schmerzte meine verletzte Wange.
»Und wir rutschen hinab?«
»Du ja, ich nicht. Es ist mir einfach zu riskant, John, wir müssen einen anderen Weg nehmen. Stell dir mal vor, wir hängen am Seil, und da kommt jemand, der es kappt.«
»Dann gute Nacht.«
»Eben.«
Suko ließ die Klappe offen, als er sich wieder zurückzog. Ich ging bereits auf das Fenster zu. Es besaß einen altmodischen Holzgriff, der etwas klemmte, als ich ihn herumdrehen wollte. Mit einem Kraftaufwand gelang es mir schließlich. Einen Flügel zog ich auf und beugte mich hinaus.
Es war kalt geworden. Die Temperaturen bewegten sich schon verdächtig nahe an der Gefrierpunktgrenze. Der Wind blies auch in meine Gesichtswunde. Sie biß noch stärker.
Mein Blick fiel bis nach Trevose. Das Dorf lag nicht sehr weit entfernt, trotzdem kam es mir vor, als läge es in einer anderen Welt.
Das Feuer war zusammengefallen. Letzte Reste glühten noch. Sie kamen mir vor wie ein großes, am Boden liegendes, leuchtendes Drachenauge.

Von der Schloßwand konnte ich nicht viel erkennen, weil es einfach zu dunkel war. Deshalb leuchtete ich nach und war einigermaßen beruhigt, weil es doch einen Sims gab und auch einige Vorsprünge, wo wir Halt finden konnten.

»Wie sieht es aus?« fragte Suko.

»Relativ gut.«

»Das heißt, wir können Bergsteiger spielen.«

»So ähnlich.«

»Willst du ganz runter?«

»Eigentlich ja. Ich weiß ja nicht, ob alle Türen verschlossen sind.«

»Dann wäre es die Eingangstür auch.«

»Verdammt, hier muß doch jemand im Schloß sein. Ich verstehe das einfach nicht.«

»Okay, klettere vor.«

»Ja.« Ein Bein hob ich an und stellte es auf das innere Fensterbrett.

Am Mittelrahmen hielt ich mich fest, ging sehr vorsichtig zu Werke und schwang auch das andere Bein hoch, so daß ich mit dem Fuß außen auf der Bank Halt fand.

Von unten sah es so aus, als würden die Fenster dicht beisammenliegen. Jetzt stellte ich fest, daß der Raum zwischen ihnen beträchtlich war. Ein Wind zerrte an meiner Kleidung, während ich mich praktisch durch die Fensteröffnung drehte und außen auf der Bank stand.

Der kleine Vorsprung lag eine halbe Beinlänge unter mir. Ich machte mein Bein lang, erreichte die Stelle mit dem Fuß, verlagerte mein Gewicht darauf, hörte das Knirschen, und noch im gleichen Augenblick brach der verdammte Stein ab…

***

»Eine Tote…« Mara hatte die beiden Worte gehaucht und sich dann geschüttelt.

Die Mädchen standen noch immer wie festgewachsen vor dem Pool. Sie hielten sich umklammert, als könnten sie sich gegenseitig Schutz und Wärme geben.

»Ja, die Hastings…«

»Wer ist das?«

»Unsere Gouvernante. Sie paßt auf oder sollte aufpassen. Das ist natürlich Unsinn.«

Mara wußte selbst nicht, woher sie den Mut nahm, noch näher an das Becken heranzutreten. Sie starrte auf die sich leicht kräuselnde Wasserfläche. Das Wellenmuster verzerrte die leblose Gestalt noch mehr und ließ sie schauriger aussehen.

Das Gesicht war eine verzerrte Totenfratze. Sogar den Hals konnte Mara erkennen. Aus ihm floß Blut.

Schaudernd drehte sie sich um. »Weißt du, was er mit ihr getan hat?«

»Ich will es nicht wissen«, erwiderte Alexandra leise.

»Doch!« schrie Mara, »das mußt du aber!« Sie umfaßte Alexandras Schulter und schüttelte sie durch. »Du mußt es, verdammt. Er hat ihr… er hat ihr die Kehle durchgeschnitten, dieser Mörder. Diese verfluchte Bestie hat sie auf so grausame Art und Weise umgebracht.« Ihre Augen wurden starr. »Und wir, weißt du, wir werden das gleiche Schicksal erleben, wenn es uns nicht gelingt, aus dieser verfluchten Burg zu verschwinden. Wir müssen raus!«

Alex nickte. »Ja, ja…«

Mara ließ die Freundin los. Sie sagte nichts mehr, drehte sich um und hetzte mit Riesenschritten auf die Fahrstuhltür zu. Die Leiste befand sich an der Wand. Aus den Sensortasten schienen Augen geworden zu sein, die sie höhnisch anblickten. Mara drückte in fiebernder Hast den zweituntersten Knopf. Sie brauchte ihn nur kurz anzutippen, doch in ihrer Panik preßte sie die Spitze des Zeigefingers darauf.

Es verging Zeit…

»Komm, komm!« sagte sie mit keuchender Stimme. »Verdammt, komm endlich! So lange kann es doch nicht dauern.«

Der Lift kam auch dann nicht, als Alexandra neben ihr stand und einen Kommentar gab. »Er wird gesperrt sein.«

»Wie?«

»Er kann nicht kommen. Jemand hat ihn außer Betrieb gesetzt, Mara.«

»Das… das sagst du doch nur so – oder?«

»Nein, es entspricht den Tatsachen. Ich glabe fest daran, daß ihn einer gestoppt hat. Wir haben keine Chance. Du kannst alle Knöpfe drücken, es wird sich nichts tun.«

Mara geriet wieder in Panik. Sie schlug mit der flachen Hand gegen die Sensorleiste, aber auch so schaffte sie es nicht, den Lift in den Keller zu holen.

Das Mädchen fiel gegen die Türe. Beide Hände preßte sie gegen das kühle Metall und einen Moment später auch ihre erhitzte Stirn.

»Bitte«, flüsterte sie. »Bitte…« Verzweifelt sank sie auf die Knie.

Alexandra Dalton schaute auf sie nieder. Auch sie war völlig durcheinander. Die Angst hielt sie in den Klauen. Mara wollte nicht aufstehen, so mußte sie von ihrer Freundin hochgezogen werden.

»Wir müssen gehen, Mara!«

»Wohin denn?« schrie sie und warf sich gegen Alex. »Zu dieser Fete? Du siehst doch, es ist niemand gekommen. Sie haben uns allein gelassen. Allein mit diesem Killer.«

»Ich kenne noch einen zweiten Ausgang.«

Zuerst reagierte Mara nicht, dann versteifte sie ihren Körper und hob den Kopf. »Was hast du gesagt? Du kennst noch einen zweiten

Ausgang? Stimmt das?«

»Ja.«

»Wo ist er?«

Das Gesicht des Mädchens wurde starr, bevor es die Antwort gab.

»Es ist ein alter Stollen. Man hat ihn angelegt, als die Burg gebaut wurde. Es gelang mir einmal, einen Blick in die Skizzen zu werfen, als die Burg umgebaut wurde. Da habe ich auch den alten Stollen gesehen. Wenn mich nicht alles täuscht, führt er sogar ins Freie.«

Mara stöhnte auf. »Gibt es den denn wirklich?«

»Wir werden ihn finden.«

»Und wo müssen wir suchen?«

»Hier in der Halle.«

Mara blickte nach oben. Sie sah über sich die halbrunde Decke, dann die Wände, die ihr so schrecklich dicht vorkamen. Da gab es kein Durchkommen.

»Oder hat man ihn zugemauert?«

»Nein, nur verschlossen. Man hat wohl eine Tür vor den Eingang gebaut.«

»Hast du den Schlüssel?«

»Sicher.«

Mara schaute ihre Freundin an, als würde sie an ihren Worten zweifeln. »Und du belügst mich nicht?«

»Wie käme ich dazu? Nicht in dieser Lage, in der wir uns befinden.«

»Okay, entschuldige. Ich weiß nicht mehr, was ich noch glauben soll.« Mara strich durch ihr Gesicht und auch das Haar zurück. »Laß uns endlich verschwinden!«

Die Mädchen mußten am Becken vorbei, um den Stolleneingang zu erreichen. Mara warf noch einen scheuen Blick auf die im Wasser treibende Tote. Sie fror, als hätte ihr jemand Eisstücke unter den Pullover geschoben.

In der Halle war es still. Der Boden gab nur die Schritte der Freundinnen zurück. Ansonsten hörten sie auch kein Schlagen der Wellen, kein Schmatzen des Wassers oder Gluckern.

Alex führte die Freundin dorthin, wo sich die Decke schon neigte und stark an Höhe verlor. Sie lief praktisch in einer gemauerten Wand aus und tauchte ein in die Düsternis, da bis zu dieser Stelle das Licht nicht mehr hinreichte.

Alex hatte sich gebückt und tastete das Gestein ab. »Ich muß es finden«, murmelte sie. »Ich weiß auch, daß es hier irgendwo ist.«

Mara dachte praktischer. Zudem steckte in ihrer Hose ein flaches Einwegfeuerzeug. Sie knipste es an, hielt das kleine Rad fest und führte die zuckende Flamme an der Wand entlang. Mara hatte Glück. Plötzlich sah sie die Tür.

»Da ist sie.«

Schnell war Alexandra bei ihr. »Tatsächlich!« hauchte sie mit einer Stimme, als könnte sie es selbst nicht glauben. »Die Pläne stimmen.«
»Und jetzt den Schlüssel!«
Mara und Alex fieberten. Am Bund hingen mehrere Schlüssel, die zu verschiedenen Schlössern paßten. Während Alex den richtigen hervorsuchte, klopfte Mara mit dem Fingerknöchel gegen die Stahltür.
»Ich habe ihn gefunden.«
Mara rückte zur Seite, um der Freundin Platz zu schaffen. Sie schaute noch zurück.
Flach und groß lag das Becken vor ihr. Sie konnte die Tote nicht mehr sehen.
Der Schlüssel kratzte etwas im Schloß, als er zweimal gedreht werden mußte. Aber die Tür ließ sich aufschließen. Sie besaß sogar einen kleinen Hebelgriff, den Alexandra nach unten drückte, so daß sie die Tür öffnen konnte.
Beide starrten in den finsteren Stollen. Mara staunte und verzog das Gesicht, weil sie die muffige Luft erreicht hatte. »Wie das riecht!« hauchte sie.
»Ja, alt…«
»Nein, Alex, das ist es nicht. Das riecht nicht alt, wirklich nicht. Oder auch alt. Dazwischen ist noch ein anderer Geruch, den habe ich schon mal wahrgenommen.«
»Wann denn?«
»Das ist schon länger her, aber ich habe den Gestank nicht vergessen. Es war in einem Frühjahr, als der Blitz bei uns in den Stall einschlug. Die Kühe sind geflohen. Zwei starben im Stall. Bis auf eine haben wir alle gefunden, und diese eine fanden wir Monate später in einer Felsspalte, in die sie gefallen war. Aus der Spalte strömte auch dieser bestialische Gestank. Und weißt du warum?«
»Die Kuh war verwest.«
»Ja, das ist es. Du hast es erfaßt. Aus dem Stollen strömt Verwesungsgeruch. Wir können uns auf etwas gefaßt machen.«
»Dann müßten wir hier auch so etwas Ähnliches finden.« Alex wagte nicht, das bestimmte Wort auszusprechen.
»Damit rechne ich.«
»Sollen wir jetzt zurück?«
»Nein, es gibt doch keinen Weg.«
»Ich werde noch wahnsinnig«, flüsterte Alexandra. »Verdammt, was ist das alles nur?«
Mara besaß jetzt die besseren Nerven. »Reg dich wieder ab, Mädchen. Wir müssen da durch.«
»Okay, wer geht vor?«
»Ich!« Mara wunderte sich selbst über ihren Mut, aber jetzt gab es nur ein Voraus und kein Zurück mehr. So duckte sie sich und kroch

auf allen vieren in die Düsternis des Ganges hinein, dessen Boden mit Steinen, Staub und Dreck bedeckt war. Der Gang war nicht glatt oder eben gebaut, die Wände bestanden aus alten, unegalen Steinen.

In den Zwischenräumen klebte der Lehm armdick.

Die Mädchen kamen zunächst nur kriechend voran, und sie hatten das Gefühl, in eine andere Welt zu gelangen. Die Luft war verbraucht, man konnte sie kaum atmen. Wenn sie den Mund zu weit öffneten, schmeckten sie plötzlich Spinnweben auf den Lippen, und der Geruch blieb nicht nur, er verstärkte sich sogar.

Je weiter sie kamen, um so dichter wurde auch die Finsternis.

Längst war der Eingang hinter ihnen zurückgeblieben. Nicht einmal das graue Rechteck der Öffnung war noch zu sehen.

Als einzige Lichtquelle stand ihnen das Einwegfeuerzeug zur Verfügung. Es brannte nicht permanent. Oft genug blies ein leichter Windzug die Flamme aus. Wenn sie einmal für Sekunden leuchtete, reichte es den Mädchen aus, sich zurechtzufinden.

Sie erkannten beide, daß sich der alte Stollen verbreitert hatte, leicht bergauf führte und die Decke sich jetzt so hoch über ihren Köpfen befand, daß sie nicht mehr zu kriechen brauchten. Sie konnten jetzt normal laufen.

»Endlich!« keuchte Mara, als sie standen. Wieder hatte sie das Feuerzeug angeknipst und schirmte die Flamme mit ihrer gewölbten Hand ab. Das Licht tanzte auch über die Gesichter der Mädchen.

Es ließ sie fremd und unheimlich erscheinen.

»Du weißt nicht, wann er ins Freie führt – oder?« fragte Mara.

»Nein.«

»Dann kann es noch lange dauern.«

»Wahrscheinlich.«

»Komm weiter.«

Unter ihren Füßen zerknirschten kleinere Steine, wenn sie den Druck der Körper spürten. Manchmal wallte auch Staub auf, und es dauerte nicht lange, bis sie wieder etwas anderes entdeckten.

Alte Stufen im Boden. Zum Teil nicht zu erkennen, weil sie mit Geröll, Steinen und Lehm bedeckt waren.

Als Alexandra stolperte, wurde sie auf diese provisorische Treppe aufmerksam.

»Es geht aufwärts!« flüsterte die Blonde und erhob sich wieder.

Daß sie sich eine kleine Schürfwunde an der rechten Hand zugezogen hatte, interessierte sie nicht.

»Alex, wenn wir hier herauskommen, dann beginnt für mich das große Jubeln, das verspreche ich dir. Dann hält mich nichts mehr. Dann rufe ich die Polizei…«

»Geh weiter.«

Mara nickte heftig. Sie hatte es plötzlich eilig, stolperte manchmal,

schwankte auch, aber sie stützte sich an den Stollenwänden immer wieder gut ab.

Wieviel Weg sie zurückgelegt hatten, wußte keine von ihnen zu sagen, aber sie entdeckten wieder etwas Neues.

An der linken Seite begann es. Zunächst dachte Mara an einen weiteren Gang, bis sie hineinleuchtete und eine Nische erkannte, die doppelt so breit war wie ein Mensch. Durch eine Mauer wurde die Nische abgetrennt.

Mara klopfte vor die Rückseite. »Hört sich nicht hohl an«, sagte sie. »Das ist massiv.«

»Hattest du etwas erwartet?«

»Möglich.«

»Geh weiter.«

Die Mädchen tauchten noch tiefer in den geheimnisvollen Stollen ein. An den widerlichen Geruch konnten sie sich einfach nicht gewöhnen. Sie schmeckten ihn auf der Zunge, er hatte sich in ihrer Kehle ausgebreitet, und er kam ihnen vor, als würde er sich noch verstärken, je tiefer sie in den Stollen hineinschritten.

Obwohl sie erst Minuten unterwegs waren, hatten beide das Gefühl, bereits seit Stunden durch die Finsternis zu schleichen. Mit großen Überraschungen rechneten sie eigentlich nicht, aber sie blieben wie vor eine Wand gelaufen stehen, als sie plötzlich den zuckenden Schein sahen, der von der rechten Seite her in den Stollengang fiel.

Mara blieb dicht neben ihrer Freundin stehen und faßte sie an.

»Da muß eine Fackel brennen!« hauchte sie.

»Aber wieso…?«

»Warte mal.« Mara ging vor. Sie schlich mit großen Schritten weiter und hatte dabei einen Arm ausgestreckt. Die rechte Hand berührte plötzlich ein Hindernis.

Es war eine aus Steinen gebaute Ecke, die in den Stollen hineinragte. Dahinter begann eine scharfe Kurve, bevor der Stollen weiterführte. An dieser Stelle war er erleuchtet, aber die vorstehende Ecke hatte den meisten Teil des gespenstischen Fackellichts abgehalten, so daß nur ein Widerschein über den Boden huschte.

Mara warf einen vorsichtigen Blick um die Ecke, nahm den Kopf hastig wieder zurück und drehte sich um. »Das gibt’s doch nicht«, kommentierte sie flüsternd.

»Was?«

»Komm her, Alex.«

Alexandra schaute selbst, und auch sie war überrascht. Der Gang wurde tatsächlich von einem flackernden Fackellicht erhellt, und nicht allein das, sie spürten auch die kühle Luft, die ihnen entgegenwehte. Das war eine frische Luft, als käme sie von außerhalb.

»Ich glaube, wir haben es geschafft!« sagte Mara. Sie traute ihren

Worten selbst nicht.
Alexandra befand sich schon auf dem Weg. Sie wollte sehen, was sich innerhalb des Ganges genau tat. Die Fackeln standen in Nischen. Die Distanz zwischen ihnen war unterschiedlich groß, aber der Schein fiel in den Stollen hinein.
War das Orlocks Reich?
Mara wollte ihre Freundin warnen, aber Alex ließ sich nicht beirren. Sie lief weiter und befand sich bereits in Höhe der ersten Nische. Dort blieb sie stehen, drehte den Kopf nach links, um in die Nische hineinschauen zu können. Vielleicht wollte sie auch die Fackel an sich nehmen, das wußte wohl nur sie selbst.
Plötzlich geschah es!
Aus der Nische löste sich ein Schatten, wurde zu einer Gestalt und kippte auf Alex zu.
In einer Reflexbewegung fing sie diese Gestalt auf und hielt sie wie einen Geliebten in den Armen.
Bis sie erkannte, um was es sich dabei handelte. Um eine uralte, halbvermoderte Frauenleiche.
Alexandra schrie wie noch nie zuvor in ihrem Leben!

***

Auch ich schrie!
Nicht so sehr vor Angst, mehr vor Überraschung, weil der Stein unter meinem Schuh weggebrochen war und seine Reste in die Tiefe polterten.
Die Einzelteile prallten noch gegen die Burgmauer, rutschten weiter, und ich hörte sie unten in der Tiefe aufschlagen.
Auch ich wäre gefallen, aber da war mein Freund Suko, dessen Handgriff mit einer Metallklammer zu vergleichen war, so hart und auch sicher hielt er mich fest.
Nach dem Brechen des Steins hatte mein Herz wild angefangen zu schlagen. Und erst jetzt beruhigte es sich, aber ich zitterte noch immer. Suko hing halb über mir aus dem Fenster. Natürlich gab er seinen bissigen Kommentar ab. »Hast du es so eilig gehabt, John? Du willst wohl so schnell wie möglich zu den jungen Girls, wie?«
»Verflucht, du hast gut reden!« keuchte ich.
»Dann sieh mal zu, daß du einen Halt erwischst. Die ganze Nacht über will ich dich nicht festklammern.«
»Die Steine sind brüchig.«
»Umweltverschmutzung«, erwiderte Suko lakonisch. »Warum sollte es der Burg anders ergehen als dem Wald?«
Das stimmte auch wieder, half mir aber nicht weiter. Ich schabte mit dem Fuß an der Burgmauer entlang und suchte nach einer Stelle, die mein Gewicht aushielt.

Verdammt, wo lief denn dieser Sims entlang? Schließlich hatte ich ihn gesehen!

Ich fand Halt. Zuerst mit der Fußspitze, dann mit der schräggestellten Sohle.

»Alles klar?« fragte Suko.

»Fast.«

»Kann ich loslassen?«

»Noch nicht.«

Mit der freien Hand suchte ich nach einer Stütze.

Einen Vorsprung entdeckten meine tastenden Finger nicht. Dafür einen Riß in der Wand, in den ich die Kuppen hineinschieben konnte. So hielt ich mich fest.

Mit dem Fuß stand ich auch auf dem Sims, und der wirkte so, als könnte er mein Gewicht halten.

Suko ließ meine Hand los. Sofort klemmte ich auch deren Finger in den quer über die Wand laufenden Spalt und hatte so einen wesentlich besseren Halt bekommen.

Tief atmete ich durch. Allmählich ließ auch das Zittern nach, mir ging es wieder – etwas besser. Den Schweiß auf meinem Gesicht hatte der Wind getrocknet. Ich atmete durch den offenen Mund und schmeckte auf den Lippen Staub, der von der Burgmauer geweht wurde. Er brannte auch in den Augen, kratzte im Hals. Ich hustete leicht. Dann warf ich einen Blick nach oben.

Suko schaute aus dem Fenster. Er hatte sich noch immer weit vorgebeugt. Über ihm und gar nicht mal so weit entfernt, befand sich das Dach des alten Schlosses. Es war zwar schräg angelegt worden, aber durch zahlreiche Gauben aufgelockert. Die Fenster dort bestanden nicht aus Vierecken, sondern aus Kreisen. Sie sahen aus wie schmutzige Pupillen und glänzten wie stumpfes Erz.

Hoch über dem Dach sah ich den Himmel. Sehr weit und so dunkel wie die Bergschatten der schottischen Mountains.

»Willst du dich ausruhen?« fragte Suko.

»Nein, ich überlege nur, ob ich in die Tiefe klettern soll oder eine Scheibe einschlage?«

»Die zweite Möglichkeit wäre besser.«

»Okay, ich versuche es. Wart du solange.«

»Sonst zerreiß ich Bettücher und knote sie zusammen. Ein alter Ausbrecher wie ich hat darin Routine.«

»Ja, ja, mach mal. Aber später.«

Danach hielt ich den Mund, weil ich mich voll auf die Aufgabe konzentrieren mußte. Die eine Warnung hatte mir vollauf gereicht.

Jetzt war ich noch vorsichtiger.

Es klappte.

Seitlich kam ich voran und fand auch immer wieder Lücken, in die

ich meine Finger schieben konnte. An der Wange brannte die noch offene Wunde. In ihr tuckerte und hämmerte es. So ein Rasiermesser konnte man schon mit einem kleinen Fallbeil vergleichen.

Ich orientierte mich nach rechts. Die Scheibe lag dort näher als das Fenster links. Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt.

Das merkte ich in den folgenden Sekunden. Es war chon ein Kriechen, so wie ich mich vorwand und mich als männliche Schnecke fühlte. Manchmal preßte ich mich so dicht an die Wand, daß ich mit den Haarspitzen daran entlangschabte.

Fremde Gedanken hatte ich praktisch verbannt. Mein gesamtes Sinnen und Trachten war auf ein Ziel ausgerichtet, das ich erreichen würde, denn mit der linken ausgestreckten Hand erreichte ich schon fast die Ecke der Fensternische.

Um einige Zentimeter bewegte ich mich noch vor, faßte um die Ecke -und atmete zum erstenmal auf.

Der Rest war praktisch ein Kinderspiel, obwohl ich auch da sehr vorsichtig zu Werke ging.

Ob sich jemand im Zimmer aufhielt, konnte ich nicht erkennen.

Hinter der Scheibe war es dunkel. Sehr schwach zeichneten sich die Umrisse der Möbel ab.

Ich hockte wie eine sprungbereite Katze auf der äußeren Fensterbank, die glücklicherweise breit genug war, um mir den entsprechenden Platz zu bieten. Auch ein etwas heftigerer Windstoß würde mich nicht von der Bank pusten können.

»Ist alles in Ordnung?« fragte Suko.

»Bis jetzt ja.«

»Soll ich kommen?«

»Nein, Suko. Ich werde die Scheibe einschlagen und das Fenster öffnen. Möglicherweise ist dieses Zimmer nicht verschlossen. Ich gehe dann raus und versuche, das Zeug aus dem Türschloß zu puhlen.«

»Einverstanden!«

Die Scheibe wollte ich natürlich nicht mit der Faust einschlagen.

Die Beretta eignete sich für diese Aktion hervorragend. Ich hatte sie bereits gezogen und suchte nach der idealen Sitzposition.

Dabei glitt mein Blick den Weg zurück, den ich genommen hatte.

Er sah mir noch immer gefährlich aus. Suko befand sich nach wie vor am Fenster und sah schräg in die Tiefe.

Auf einmal hatte ich das Gefühl, mein Blut wäre zu Eis geworden.

Es war wirklich mehr ein Zufall, daß ich über Suko hinweg zum Dachrand hochgeschaut hatte.

Dicht vor einer Gaube hockte eine Gestalt. Schwarz und unheimlich.

Aus den Händen der Gestalt löste sich etwas und pendelte nach unten.

Es war ein Seil!

Nur wunderte ich mich darüber, daß es im unteren Viertel an verschiedenen Stellen so glänzte und aussah wie ein mit Messerklingen geschmückter Christbaum.

Die Klingen, das war es!

Das Seil brauchte nur in die entsprechende Richtung bewegt zu werden, und die Klingen hakten sich in Sukos Gesicht fest, um es zu zerstören.

Und schon schwang es dicht über dem Kopf, des ahnungslosen Chinesen zum Pendelschlag vor…

***

Alexandra Dalton schrie noch immer! Dabei bewegte sie sich nicht und stand steif wie eine Puppe auf dem Fleck. Sie hatte die alte Leiche fest umklammert, starrte an ihrem blanken Schädel vorbei in die Nischen, wo auch die Fackel leuchtete.

Das Licht tanzte und zuckte. Schatten und rötliche Helligkeit fielen über die beiden Gestalten und gaben ihnen ein noch monsterhafteres Aussehen.

»Alex…!« Mara schrie so laut sie konnte. Ihre Freundin sollte endlich zur Besinnung kommen, doch das Grauen bannte sie auf dem Fleck.

Allmählich erstickte das Schreien. Nur mehr schluchzende Laute drangen aus dem Mund des jungen Mädchens. Ihre Gedanken begannen wieder zu arbeiten, und plötzlich wurde ihr bewußt, was sie da noch immer mit beiden Händen festhielt.

Durch ihren Körper lief ein heftiges Zucken. Dann drückte sie die alte Leiche weg, schleuderte sie vor die Wand rechts neben die Nische, hörte das Kancken der Knochen und sah, wie die Gestalt zusammenfiel und neben ihr liegenblieb.

Alex wankte zurück. Sie lehnt sich gegen die Stollenwand. Tränen liefen über ihr Gesicht, erst jetzt folgte der Schock. Sie hatte sich nicht mehr unter Kontrolle, und auch Mara wußte nicht, was sie noch alles tun sollte.

Alles war so schrecklich, so alptraumhaft, aber es war leider kein Traum. Die Leiche war aus der Nische gefallen. Wieso? Wer war diese furchtbare Gestalt, die schon vor langer Zeit aus dem Leben geschieden war?

Durch Orlocks Hand?

Ja, der Orlock hatte die Mädchen geholt. Ihre Leichen waren nie gefunden worden. Man wußte nicht einmal genau, wie viele tote Mädchen es gegeben hatte.

Eines davon hatte sie gesehen.

Mara mußte einfach weitergehen, wenn sie dieser unheimlichen Gegend entfliehen wollte. Auch konnte sie Alex nicht im Stich lassen. Beide würden sie all ihre Kräfte gebrauchen müssen, um ins Freie zu

gelangen. Den Luftzug hatten sie ja schon bemerkt.

Es kostete sie Überwindung, auf Alex zuzugehen. Dabei stieg sie auch über den Knochenhaufen der Toten. Dann stand Mara neben ihrer Freundin, berührte sie, doch Alex zuckte nicht einmal zusammen. Sie hatte sie nicht bemerkt und starrte ins Leere.

»Komm endlich, komm…!«

Alex drehte den Kopf wie ein Roboter. Sie sah Mara jetzt an, aber sie schien sie nicht zu erkennen.

Mara dachte praktisch. Sie nahm Alexandra bei der Hand und ging mit ihr los. Wie einen toten Gegenstand schleifte sie das Mädchen hinter sich her. Daß Alex überhaupt die Beine bewegte, glich schon einem kleinen Wunder.

Beide Mädchen passierten die erste Nische, ohne daß etwas geschah. Mara hatte den Kopf etwas eingezogen und warf einen scheuen Blick hinein. Die Fackel leuchtete sie aus, aber eine weitere Gestalt entdeckte das dunkelhaarige Mädchen nicht.

Auch nicht in der zweiten Nische. Eine normal brennende Fackel steckte in der Halterung aus altem Eisen.

Mara war enttäucht. Sie hatte damit gerechnet, daß die Nischen gleichzeitig als Ausgänge dienten, schließlich spürte sie schon die kalte Luft durch den Stollen wehen, aber der Ausgang mußte doch woanders liegen.

Wieder klopfte ihr Herz schneller, als sie die letzte, die dritte Nische passierten.

Auch hier lauerte niemand.

Danach begann wieder eine Treppe. Auf die ersten Stufen fiel noch zuckendes Fackellicht, die anderen verschwanden im Finstern.

Diese Treppe besaß mehr Stufen, vielleicht führte sie sogar zum Ausgang. Schließlich wehte die Luft von vorn.

»Komm!« flüsterte Mara hektisch. »Komm mit, Alex. Wir beide schaffen es. Wir packen es schon…«

Mara ging als erste auf die Stufe und blieb urplötzlich wie gebannt stehen.

Sie hatte etwas gehört – einen Reim…

»Dreht euch nicht um, denn der Orlock geht herum!«

Maras Gesicht verzerrte sich. Der Mund klaffte auf, doch kein Schrei drang über ihre Lippen. Dafür hörte sie hinter sich ein Schlurfen, und einen Moment später wurde ihr Alexandra weggerissen.

Sie schrie nicht einmal, sie war so schrecklich stumm vor Grauen, und als Mara sich endlich umdrehte, da sah sie den Orlock in all seiner Häßlichkeit.

Aber er war nicht allein, denn er besaß zwei Dinge!

Alexandra Dalton als Geisel und noch sein verfluchtes Rasiermesser in der rechten Hand, die sich vom Rücken her über die Schulter des

Mädchens hinwegschob, so daß sich die scharfe Seite der Klinge dem Hals nähern konnte.

Wenn nicht ein Wunder geschah, war Alexandra verloren…

ENDE des ersten Teils